

Die Wollust wird nicht gern genauer definiert. Der Duden wagt sich gar nicht an die Sache heran, das Wort fehlt ganz, und der Bertelsmann schämt sich, genauer davon zu berichten. Er schreibt nur „geschlechtliches Lustgefühl; auch triebhafte Freude“, und man fragt sich, was an etwas „Lustigem“ sündhaft sein soll.

Wer die entsprechenden französischen Ausdrücke sucht, der stösst auf „**volupté**“ = Unzucht, Sinneslust, Wonnegefühl, Hochgenuss und „**lascivité**“, **libertinage** = Ausschweifung, Geilheit, Unzucht, und man erkennt, dass die Onanie und die Masturbation gemeint sind, d.h. die „Selbstbefleckung“, die „unnatürliche Befriedigung des allen männlichen, beziehungsweise weiblichen Personen angeborenen Geschlechtstriebes“.

Da diese Probleme schon bei Kleinkindern aber vor allem in den Jugendjahren eine Rolle spielen, liess seinerzeit, als ich die Oberrealschule besuchte, die Schulleitung eines Tages zur „Aufklärung“ von uns Jünglingen den **Schularzt** kommen. Mehrere Klassen wurden in der Aula versammelt, um über „Gesundheitsprobleme“ aufgeklärt zu werden.

Der Arzt ermahnte uns, nicht zu rauchen, viel Sport zu treiben und genügend zu schlafen. Er verlor dann pflichtgemäss noch einige Sätze über gesunde, vitaminreiche Ernährung und sprach auch von der sehr verbreiteten **Onanie**. Diese sei zwar weder schädlich noch verboten, doch wir könnten unsere Zeit und Kraft für Gescheiteres verwenden.

Dieser Ausspruch war eine **Erlösung** vom „schlechten Gewissen“, das die Bibel uns einreden wollte. Was nur lustig ist und keinem andern Menschen schadet, das kann doch keine „Todsünde“ sein. Die Bibel ist in unserer Zeit an vielen Stellen ein ausgesprochen komisches Buch. Glücklicherweise sind ihre typisch christlichen auf Friedfertigkeit, Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe gerichteten Grundgedanken nicht widerlegbar.

Eine Erklärung für die „Sinneslust“ hatte auch unser **Biologielehrer** an der Oberrealschule. Dieser Professor vertrat die Ansicht, die Natur wolle nicht untergehen. Alle sterblichen Lebewesen müssten dafür sorgen, dass ihre Art erhalten bleibt; die Fortpflanzung werde daher von der Natur mit einer „kleinen **Lustprämie**“ belohnt.

Onan ist eine biblische Persönlichkeit, die im 1. Buch Mose, Kapitel 38, Vers 4 erwähnt wird. Ein Kanaaniter hatte eine Tochter namens Sua, die von Juda geheiratet wurde. Suas zweiter Sohn war **Onan**. Wie es diesem erging, kann in den beinahe unmittelbar folgenden Versen 8 bis 10 nachgelesen werden. Dort ist anschaulich geschildert, wie es ihm erging. Da er sterben musste, behaupteten später irgendwelche kirchliche Persönlichkeiten, die Onanie führe zu körperlicher und geistiger Zerrüttung und als Strafe zum Tod.

Die Völlerei ist die vierte Todsünde. Da gehts offensichtlich ums Schlemmen, um übermässiges Essen und Trinken. In einem Vortrag des **Kneipp**-Vereins, der vor etwa siebzig Jahren im Restaurant Kaufleuten, Zürich, stattfand, hörte ich den Vortragenden sagen, bis zum dreissigsten Altersjahr, solle man so viel als möglich essen, nachher aber so wenig als möglich.

Das war natürlich nicht wörtlich gemeint, sondern als allgemeine Richtlinie. So lange als der Körper im Aufbau begriffen ist, benötigt er natürlich eine reichhaltige und vielseitige Ernährung, später zur Verhinderung von Mangelerscheinungen, immer noch eine möglichst abwechslungsreiche, aber mengenmässig spärlichere.

Wer sich falsch ernährt, zu viele, zu fette und zu süsse Speisen zu sich nimmt, der wird übergewichtig und krank. Die Völlerei bestraft ihn mit Bluthochdruck, Zuckerkrankheit und andern Übeln. Auch bei der „Völlerei“ handelt es sich nicht um eine Sünde, sondern um eine **schlechte Gewohnheit**. Sie sollte nicht als Todsünde, sondern als Warnung vor falscher Ernährung bezeichnet werden. Die **Masslosigkeit** ist übrigens auch auf vielen andern Lebensgebieten abzulehnen.

Die Faulheit ist ebenfalls keine echte Sünde. Sie ist eine das Leben sehr erschwerende Bequemlichkeit und Unart, die in die Abhängigkeit führt. Zu Recht sagte schon meine Grossmutter: „Müssiggang ist aller Laster Anfang“, und sie meinte, ich solle mich immer mit etwas Nützlichem und Vernünftigem befassen, aber andererseits auch nichts übertreiben. Horaz (65 bis 8 v.Chr.) empfahl „carpe diem“.

Der Hochmut ist schon eher eine Art von „Sünde“, denn der Hochmütige, der Mensch mit dem verwerfliche Grössenwahn (GW), der ihm meist gar nicht bewusst ist, stellt sich selber über seine Mitmenschen und schaut mit Verachtung auf sie herab. Seine Veranlagung bekämpfte er nicht rechtzeitig und wurde zum Egoisten. Da ihm die christliche Bescheidenheit völlig fehlt, beansprucht er Vorrechte und wird für seine Umgebung zu einem lästigen Problem. Zu dieser Gruppe gehören die absolutistischen Herrscher aller Art.

Der Zorn ist am allerwenigsten eine „Todsünde“. In vielen Fällen, wo Unrecht geschieht, ist er erwünscht und angebracht. Er bringt angesichts von Missetaten mutige Menschen zum Einschreiten, was oft gefährlich ist, aber viel wertvoller als das bequeme Wegschauen. Andererseits sollte man natürlich nicht wegen jeder Kleinigkeit zornig werden.

Damit wären die sieben aufgezählten „Todsünden“ kurz beschrieben. **Michel de Montaigne** kann in seinen **Essais** ein jedes Problem auf mehr als fünfzig Seiten beleuchten, hin und her drehen und seine Ansichten mit Aussprüchen von alten Griechen und Römern, d.h. mit Zitaten ausschmücken und belegen, so z.B. mit Sätzen von Plato, Sokrates, Herodot, Seneca, Virgil, Horaz, Plinius, Martial, Lucan, Cicero, Lukrez, Ovid, Tibull, Properz, Catull, Juvenal, Terenz, Quintilian, Tacitus, Plutarch, Livius, Augustinus, Petrarca etc. Dabei kommt er oft zu widersprüchlichen Erkenntnissen. Vieles hat mehrere Seiten, und manches ist je nach Blickwinkel und Intensivitätsgrad, mehr oder weniger „schlimm“, mehr oder weniger „gut“.

Nun aber zu den „eigentlichen“ Sünden. Sie haben stets mit dem Verhältnis der Menschen zueinander zu tun. Dabei sagt uns **das eigene Gewissen**, was gut und was böse ist. Schon Cicero meinte: „Schwer wiegt das Wissen von Gut und Böse; ist dieses dahin, dann ist alles verloren.“ Man darf also niemals sich selber untreu werden.

Härte, Rachsucht, Gewalt und Grausamkeit gehören zusammen und werden daher auch als „Kriegsverbrechen“ bestraft. Alle Kriege, auch die Freiheitskriege, sollten in der heutigen „aufgeklärten“ Welt gar nicht mehr vorkommen. Jede auftauchende Meinungsverschiedenheit, im Grossen wie im Kleinen, sollte durch geduldiges Verhandeln geregelt werden. Jeder **Streik**, jeder **Krieg** ist Gewalt, also eine „Sünde“. Der Schweregrad ist dabei gelegentlich abhängig von den Zeit- und Lebensumständen.

Als kleine „Seebuben“ praktizierten wir an den von uns gefangenen Fischen ganz bedenkenlos die **brutalste Grausamkeit**. Die verzweifelt zappelnden „Leugeli“, „Schwalen“ und „Egli“ schlugen wir, wie es eben unter uns Buben Sitte war, mit dem Kopf, genauer mit deren Genick, kräftig über die Kante eines Bretts oder eines Steins und hatten dabei nicht die geringste Spur eines schlechten Gewissens.

Meine Mutter wollte aber die wenigen von mir gefangenen **Fische** weder kochen noch braten. Wahrscheinlich war ihr das „Ausnehmen“ und das mühsame „Abschaben“ der Schuppen zuwider. Daher wurden die von mir heimgebrachten Fische stets zum Futter für die verschiedenen Katzen unserer Nachbarschaft an der Seestrasse in Meilen.

In den Ferien auf dem Land schauten wir Kinder ganz gespannt zu, wie ein **Schwein** geschlachtet wurde und wie der Onkel mit dem Beil einem **Huhn** den Kopf abhackte. Das war eine ganz alltägliche „Selbstverständlichkeit“, gehörte zum bäuerlichen Leben und wurde keinesfalls als „Gewalt“, „Grausamkeit“ oder „Sünde“ empfunden.

Erst später, als die **Grossmutter**, die viele Sprichwörter kannte, zu uns Kindern sagte: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es spürt wie du den Schmerz“, wurden wir hellhöriger und begannen allerlei Überlegungen anzustellen. Das Töten von Tieren musste also einen plausiblen Sinn haben, dann war es offenbar erlaubt. Trotzdem könnte ich niemals den Beruf des Metzgers ausüben. Das „Quäle nie“ der Grossmutter wirkt bis heute nach.

Ein anderes **Sprichwort** der Grossmutter lautete: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Dieses Grundprinzip lässt sich sowohl auf Tiere als auch auf Menschen anwenden, und damit kommen wir zur letzten Gruppe verwerflicher Sünden:

Wortbruch, Lüge, Verleumdung, Raub und Ehebruch gehören zusammen und sind bereits in Grossmutterns umfassendem Ausspruch („Was du nicht willst, etc.“) enthalten. Alle diese „Verhaltensweisen“ werden zu Recht schon in den „zehn Geboten“ (5. Mose 5:11-22) zusammen mit dem Morden als richtige „Sünden“ gebrandmarkt. Doch auch in all diesen Fällen von **Missverhalten** können von Fall zu Fall **graduelle Unterschiede** festgestellt werden.

Es ist z.B. ein Unterschied zwischen einer bewussten Lüge und einer falschen Aussage, die sich erst hinterher als unrichtig herausstellt. Wer erkennt, dass er etwas Unrichtiges behauptet hat, sollte sich aber unverzüglich um die Richtigstellung bemühen.

Die **Eifersucht** verleitet oft die Partnerin oder den Partner allzuleicht, bereits dort Ehebruch zu sehen, wo bei genauerem Hinsehen überhaupt gar nichts dergleichen geschieht. Das ganze Unheil resultiert aus mangelndem **Vertrauen**, mangelnder **Offenheit** und fehlender ehrlicher **Aussprache**. Wer ohne Ärger, ohne Auseinandersetzungen und Gezänk leben will, muss rechtzeitig lernen, wie man mit seinen Mitmenschen redet, ihnen in allen Lebenslagen hilft und jedem die ihm zustehende Freiheit gewährt.

Wir könnten hier noch lange die mehr oder weniger grossen „Sünden“ der Menschen ausbreiten, die auch heute noch viele Schriftsteller veranlassen, immer wieder neue Fälle in Romanen und Novellen ausführlich darzustellen und bis ins kleinste Detail abzuhandeln. Wir aber setzen hier bei diesem Thema einen **PUNKT**.

Auf Konzertprogrammen erscheinen immer wieder die wohlbekanntesten Namen der berühmten **Komponisten**: Johann Sebastian Bach (und die seiner Söhne Friedemann, Philipp Emanuel, Christian Friedrich und Johann Christian), Georg Friedrich Händel, Franz Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Franz Schubert, Johann Strauss (Vater, Sohn und Familie), Georg Philipp Telemann, Antonio Vivaldi und andern. Ausserdem begegne ich in den beiden Orchestern, in denen ich seit vielen Jahren mitwirke, im „Orchester der reformierten Kirchgemeinde Zürich-Albisrieden“ und im „Seniorenorchester Baden“, in jedem Programm weiteren Namen von Komponisten.

Da wir Spieler ausser Geburts- und Todesjahr dieser weniger bekannten Komponisten in der Regel nicht viel Weiteres erfahren, suchte ich in den mir zugänglichen Lexika nach weiteren Daten.

Léo Délibes kam am 21. Februar 1836 in St. Germain-du-Val (Sarthe) zur Welt und starb am 16. Januar 1891 in Paris. Von diesem französischen Komponisten spielten wir das Stück „Le roi s’amuse“.

Délibes wurde 1848, also zwölfjährig, Schüler des Konservatoriums von Paris und 1853 „Akkompagnateur“ am „Théâtre lyrique“ und bald darauf **Organist** in der Kirche St. Jean et St. François.

Seine dramatisch-musikalische Laufbahn begann er um 1856 als **Komponist** von Operetten für die „Folies-Nouvelles“ und die „Bouffes-Parisiens“. Das „Théâtre lyrique“ brachte zwei einaktige komische Opern: „Maitre Griffard“ (1857) und „Le jardinier de son maître“ (1863). Mehr und mehr zeigte sich Délibes Talent für eine feine, grazieuse und heitere Musik, doch er kam erst in sein eigentliches Element, als er 1865 als zweiter **Chordirektor** der grossen Oper angestellt wurde und daselbst 1866 das Ballett „La source“ (in Wien als „Naille, die Quellenfee“ gegeben) zur Aufführung brachte, zu dem er in Gemeinschaft mit einem Polen (Minkus) die Musik geschrieben hatte. Die von Délibes komponierten Nummern waren für den Erfolg entscheidend.

Das Ballett „**Coppélia**“ (1870) und das Ballett „**Sylvie, ou la nymphe de Diane**“ festigten seinen Ruf als Komponist endgültig. Inzwischen war auch die komische Oper „**Le roi l’a dit**“ (1873) mit grossem Erfolg sowohl in Frankreich als auch in Deutschland zur Aufführung gelangt.

Zwei weitere komische Opern, „Jean de Nivelles“ (1880) und „Lakmé“ (1883) und die nachgelassene „Kassya“ (von Massenet beendet, instrumentiert und 1893 aufgeführt) errangen nur Achtungserfolge.

Délibes gab später seine Direktorstelle auf und war von 1881 an Professor der Komposition am Pariser Konservatorium; 1884 wurde er in die **Akademie** gewählt.

César Auguste Franck kam am 10. Dezember 1822 in Lüttich zur Welt. Dieser belgisch-französische Komponist berühmter Orgel-, Orchester- und Kammermusik holte seine Ausbildung in den Konservatorien von Lüttich und Paris. Im Jahr 1872 wurde er Orgellehrer am Pariser Konservatorium und Organist von Ste. Clotilde.

Nicht nur sein Chorwerk „Die Seligpreisungen“ („Les béatitudes“) und die Oratorien „Ruth“ und „Redemption“ („Erlösung“) machten ihm berühmt, sondern auch seine „Symphonie in D-dur“, seine Opern „Hilda“ und „Ghiselle“ sowie seine „Variationen für Klavier und Orchester“ und vieles mehr.

Franck starb am 8. November 1890 in Paris.

Franz Schubert (31. Jan. 1797 bis 19. Nov. 1828). Von diesem österreichisch Komponisten der Romantik spielten wir die Zwischenmusik No. 2 aus „Rosamunde“, op.26. Dur Schubert wurde das **Lied** zur selbständigen Kunstform. Es sind mehr als sechshundert Schubert Lieder nach Texten von Goethe, Klopstock, Heine, Uhland, Rückert und andern bekannt. Ausser den Lied-Zyklen „Die schöne Müllerin“, „Winterreise“ und „Schwanengesang“ sind acht Sinfonien darunter die „Unvollendete in h-moll“, sechs Messen, fünfzehn Streichquartette, Kammermusik und Klavierwerke zu erwähnen.

Wenn im Orchester neue **Musiknoten** verteilt werden, dann interessieren mich je länger je mehr die vielen Komponisten. Seit meiner „Geschichte von Domenico Cortopassi“ - sein Stück „Rusticanella“ wurde mir seinerzeit zum neunzigsten Geburtstag als Ständchen dargebracht - und kein Dirigent, kein Berufsmusiker hatte jemals etwas von diesem Komponisten gehört. Diese Herren konnten auch in ihrer privaten Fachliteratur nichts über Cortopassi finden.

Ich begann zu forschen, und von Monat zu Monat wurde dieser rätselhafte Komponist immer interessanter. Mit der Hilfe der Zentralbibliothek, der Radiosendung „Was Sie schon immer wissen wollten“ und einiger Zufälle brachte ich doch noch die Lebensgeschichte und die wichtigsten Daten ans Tageslicht.

Im letzten Konzert spielten wir von **Julius Fucik** die Polka comique „Der alte Brummbär“ für Fagott und Orchester. Bei der Ankündigung dieses lustigen Stücks vernahm ich, dass Fucik auch den „Florentinermarsch“ und den „Einzug der Bojaren“ komponiert habe.

Sogleich kam mir vieles in den Sinn: Nach Abschluss der zweiten Klasse der Sekundarschule in Meilen trat ich vierzehnjährig in die **Oberrealschule** Zürich über, die heute „Mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium“ heisst. Alles, was neben den obligatorischen Schulstunden an diesem Gymnasium auch noch angeboten wurde, machte ich mit. Ich beteiligte mich an den Bergtouren und Skiausflügen der SAC-Junioren, besuchte als einziger meiner Klasse den Singunterricht im Literargymnasium sowie das Mittelschulorchester.

In diesem von **Professor Janicek** geleiteten Orchester wirkten einige schon recht weit fortgeschrittene Handelsschüler und Gymnasiasten mit, so dass es immer wieder mit schönen Programmen auftreten konnte, vor allem an der Universität, wenn dort ein Fest gefeiert wurde, z.B. für neue Doktoranten.

Als wir zu einem solchen Anlass den „**Einzug der Bojaren**“ übten, ein Stück in dem ich einige Stellen mit dem besten Willen nicht bewältigen konnte, nahm ich allen Mut zusammen. Ich sagte zu Professor Janicek, was er da von mir verlange, sei für mich so schwer, dass ich aus dem Orchester austreten müsse. Da tröstete er mich liebevoll - wollte mich wahrscheinlich nicht verlieren - und sagte, er vereinfache mir die schweren Stellen.

Und in der Tat, die raschen Läufe ersetzte er mir durch **wunderschöne** „**Pfundnoten**“, so dass ich piano, gut und glücklich mitspielen konnte und nicht aus dem Takt geriet.

Wer in verschiedenen Lexika den k.und k. Militärkapellmeister und Komponisten **Julius Fucik** aufsucht, der stösst betreffend Geburts- und Sterbedatum auf Ungereimtheiten. Er kam je nach Lexikon am 18.7.1872 in Prag zur Welt und starb am 24. oder 25.9.1916 in Leitmeritz. Er war ein Schüler Dvoraks und komponierte neben andern Stücken den „Florentinermarsch“ und den „Einzug der *Gladiatoren*“, was wahrscheinlich „*Bojaren*“ heissen sollte. Wir Mittelschüler jedenfalls spielten damals den „Einzug der Bojaren“.

Die **Bojaren** waren Gefolgsleute der Fürsten im alten Russland. Sie wurden bei wichtigen Regierungshandlungen um ihre Zustimmung befragt und aus ihren Reihen wurden die höchsten Beamten gewählt. Für ihre Dienste bekamen sie ausser Land auch viele andere Privilegien, z.B. die Freiheit von Abgaben. Die Bojaren waren also freie Grundbesitzer, eine Art höherer Adel in den höchsten Zivil- und Militärämtern. Eine offizielle Formel lautete: „Der Zar hat es befohlen und die Bojaren haben es gutgeheissen.“

Die Rangordnung der Bojaren wurde streng nach der Dauer ihres Staatsdiensts bemessen und in Büchern und Registern genau festgehalten. Erst Peter dem Grossen (1672 - 1725) gelang es, die Rechte der Bojaren aufzuheben.

Johann Georg Albrechtsberger. Dieser Komponist kam am 3. Februar 1736 in Klosterneuburg bei Wien zur Welt. Er starb am 7. März 1809 in Wien. Als „Chorregent“ des Karmeliterklosters kam er nach Wien, wurde 1772 Hoforganist und 1792 Kapellmeister der Stephanskirche.

Albrechtsberger war zu seiner Zeit ein geschätzter Komponist besonders kirchlicher Werke. Beethoven war eine Zeit lang sein Schüler. Seine theoretischen Schriften „Anweisung zur Komposition“, (1790), „Generalbassschule“, (1782) und anderes gab in drei Bänden gesammelt J.v. Seyfried 1826 in Wien heraus.

André Ernest Grétry, kam am 8. Februar 1741 in Lüttich zur Welt, holte seine musikalische Ausbildung in Rom bei Casali und begab sich 1768 nach Paris, wo er mit seiner komischen Oper „Le Huron“ und mit „Lucile“ 1769 grosse Erfolge erzielte. Später schrieb er noch gegen 50 weitere Opern und allerlei andere Kompositionen. 1795 wurde er zum **Inspektor des Konservatoriums** und 1796 zum **Mitglied des „Institut de France“** ernannt. Von Napoléon I. bekam er eine Pension, die ihm erlaubte sich aufs Land nach Montmorency bei Paris zurückzuziehen, wo er das Landhaus J.J. Rousseaus erwerben konnte.

Mit seinen drei **Bänden „Mémoires ou essais sur la musique“** von denen der erste 1789 erschien, wurde Grétry auch als Schriftsteller bekannt. Er starb am 24. September 1813 in Montmorency. Paris benannte eine Strasse nach ihm und seine Vaterstadt errichtete ihm eine Statue.

Von diesem Komponisten spielten wir „Ballettmusik aus „La rosière républicaine“ (1794) die Sätze „Danse légère - Gavotte gracieuse - Contredanse - Romance - Danse générale - Pas de trois - Allegretto (Carmagnole).“

Von J.S. Bach, G.F. Händel, J. Haydn, W.A. Mozart, sowie von der Familie Strauss weiss der „Normalsterbliche“ etliches, von den meisten andern Komponisten, deren Stücke in unsern Konzerten vorkommen, meist nur das, was auf den Programmzetteln steht, d.h. nur die Namen der Komponisten und ev. noch deren Geburts- und Todesjahr. So kann der Komponist wenigstens zeitlich einordnet werden, und es lässt sich berechnen, wie alt er wurde. Manchmal ist bei einem Musikstück auch angegeben, in welchem Jahr es entstand, was den Konzertbesuchern erlaubt, festzustellen in welchem Altersjahr der Musiker es komponierte.

Vor einiger Zeit begann ich nun, in verschiedenen Nachschlagewerken nach weiteren wissenswerten Einzelheiten zu suchen, wobei ich gelegentlich auf widersprüchliche Angaben stiess.

Georges Bizet kam am 25. Oktober 1838 in Paris zur Welt und verliess sie am 3. Juni 1875 in Bougival bei Paris. Er studierte am Pariser Konservatorium unter Zimmermann und Halévy, dessen Tochter Geneviève seine Frau wurde. Er errang 1857 den Römerpreis. Kurz vorher hatte er mit der **Operette** „Le Docteur Miracle“ bei einer von Offenbach veranstalteten Preisbewerbung gesiegt, fand daher nach der Rückkehr aus Rom die Pforten der Theater offen und brachte zunächst die komischen Opern „Les pêcheurs de perles“ und „La jolie fille de Perth“ (1867) zur Aufführung, die aber wegen ihres bemerkbaren Anschlusses an die Prinzipien Richard Wagners Widerspruch erweckten.

Das gleiche Schicksal hatte auch „Djamileh“ (1872), wogegen bald darauf seine Musik zu Daudets Drama „L'Arlésienne“ sowohl im Theater als namentlich auch im Konzert grossen Beifall fand. Zu einem Siegeszug über die Bühnen der Welt gestaltete sich aber der Erfolg seiner besten **Oper „Carmen“** (1875), deren seltsame, aber mit speziellem Bühnengeschick bewirkte Mischung tragischer, romantischer und operettenhafter Elemente dem Zeitgeschmack entgegenkam. Doch wurde auch diese Oper in Frankreich erst nach Verdienst gewürdigt, nachdem sie im Ausland, besonders in Deutschland, begeisterte Aufnahme gefunden hatte.

Sein früher Tod (37-jährig) machte der so verheissungsvoll begonnenen Laufbahn ein jähes Ende.

Charles Gounod. Dieser französische Komponist lebte vom 17. Juni 1818 bis zum 17. oder 18. Oktober 1898. Das Licht der Welt erblickte er in **Paris**. Am Konservatorium dieser Stadt war er Schüler von Halévy und Le Sueur. In **Rom** und **Wien** verbrachte er drei Jahre und komponierte Kirchenmusik. Zurück in Paris übernahm er die Kirchenmusikdirektorstelle der Missions étrangères und war nahe daran selbst Priester zu werden.

Mit „Sappho“, das war eine griechische Dichterin, unternahm Gounod 1854 einen wenig erfolgreichen Versuch als **Opernkomponist**, weshalb er dieses Werk bis 1884 umarbeitete. Später, als Generaldirektor des Pariser Männergesangsvereins widmete er sich vermehrt der weltlichen Musik und komponierte Klavierstücke und die Opern „La nonne sanglante“, „Le médecin malgré lui“, „Faust“ (=„Marguerite“) und mehrere weitere, aber auch zwei Messen.

Als schliesslich 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, übersiedelte Gounod nach **London**, wo er sich bis 1895 aufhielt. Er gründete dort einen Chorverein, schrieb zwei grosse Chorwerke, vier grosse Festmessen und zahlreiche Lieder.

Ohne Zweifel ist Gounod einer der interessantesten Komponisten Frankreichs. Wegen der **Wärme des Ausdrucks** sind seine Werke auch in Deutschland bekannt und beliebt.

Schon im Jahr 1866 wurde Gounod Mitglied der Pariser Akademie der Künste und 1877 Kommandeur der **Ehrenlegion**, 1890 veröffentlichte er die interessante Schrift „Le Don Juan de Mozart“.

François Joseph Gossec. Auf dem Konzertprogramm steht noch: „1734-1829“, sowie die Überschrift des Musikstücks, „Ouverture in G-Dur“, für Orchester arrangiert von Edgar Hunt., und weiter erfahren Spieler und Zuhörer meist nichts. Man kann gerade noch ausrechnen, dass Gossec 95 Jahre alt wurde. Dirigent Weltin erklärt jeweils dem Publikum am Konzert die einzelnen Musikstücke, bevor wir sie spielen. Doch wir Musiker hinter seinem Rücken verstehen nicht recht, was er sagt. So erwacht das Bedürfnis mehr und Genaueres zu erfahren. Das Lexikon, wenn überhaupt, liefert ausser dem, was man schon weiss, meist nur spärliche Angaben. Gossec z.B. war ein „Pariser Komponist und Konzertmeister, stammte aus Belgien, war Sängerknabe, Geiger, und Leutnant.“

Jean Baptiste Lully (1632-1687) kam zwölfjährig von Florenz als Küchenjunge an den Pariser Hof Ludwigs des XIV, wurde Musikpage, schliesslich Mitglied der „24 Violons du Roi“ und 1652, also zwanzigjährig, deren Dirigent und Hofkomponist. Er war Musiklehrer der königlichen Familie. In seinem Eliteorchester legte er grossen Wert auf weichen Klang der Instrumentalmusik und schrieb erstmals den **Dämpfer** vor. Ausser Tafel-, Tanz- und Kammermusik leitete er Orchesteraufführungen, komponierte Opern, Ballett- und Chormusik und begründete die französische Nationaloper.

Zu Lullys Zeiten war offenbar **das Dirigieren** mit einem kleinen Dirigentstab noch nicht bekannt. Der Leiter des Orchesters spielte mit und verständigte sich durch Zunicken. Wenn Lully dirigierte, verwendete er einen langen, schweren Stock, mit dem er im Takt auf den Boden klopfte. Einmal traf er dabei seinen Schuh, durchstach ihn und verletzte seinen Fuss. Es entwickelte sich eine Blutvergiftung (Infektion), an der er fünfundfünfzigjährig in Paris verstarb. Im Konzert vom Sonntag, 21. November 2004, spielte ich mit dem Seniorenorchester Baden Lullys Stück „Le Soupé du Roi“ (fünf Sätze) arrangiert von Hans P. Keuning.

Gelesen vom **Michel de Montaigne: „Essais“**, so wie sie im Jahr 1953 in der „Manesse Bibliothek der Weltliteratur“ herausgegeben wurden“. Das 904 Seiten umfassende Werk beginnt mit einer vierzigseitigen Einleitung von Herbert Lüthy, in der er schildert, was man bei Montaigne nicht suchen soll.

Anschliessend folgen nebeneinander auf acht Seiten zwei Kolonnen. Links steht, was im Leben Montaignes nacheinander passierte und rechts daneben, was gleichzeitig in seiner Zeit eine Rolle spielte. Diese Tabellen beginnen im Jahr **1500** mit Erasmus von Rotterdam (Blütenlese der Antiken Weisheit) und endet **1600** mit dem Edikt von Nantes und der Verbrennung Giordano Brunos.

Dazwischen liegen wichtige Ereignisse wie 1517 Luthers Thesenanschlag in Wittenberg, Machiavelli, Rabelais, königliche Unterdrückungsmassnahmen gegen die Reformation und die Flucht Marots, Calvins und anderer „Verdächtiger“ aus Frankreich. Kopernikus stirbt 1543 und sein Hauptwerk „Von den Umdrehungen der Himmelskörper“ erscheint, aber die Gegenbewegung beginnt mit der Verfolgung der „Ketzer“ (Niedermetzelung der provenzalischen Waldenser und Ketzerverbrennungen in Paris). Auch in Südwestfrankreich, in der Gegend von Bordeaux wird ein Aufstand blutig niedergeworfen und Montaignes Vater wird Bürgermeister der Stadt, die 7000 Protestanten zählt. Unruhen, Aufstände und Hinrichtungen folgen sich bis 1562.

Seit 1557 ist Montaigne (geb. 28.2.1533) **Ratsherr des Parlaments von Bordeaux** in dessen Auftrag er von 1559 bis 1563 nach Paris reist und der königlichen Armee nach Rouen folgt. Bürgerkrieg und Terror herrschen im ganzen französischen Königreich. Trotz des am 17.1.1562 erlassenen Toleranzedikts zugunsten der Protestanten überfallen die Kämpfer des Herzogs von Guise zum Gottesdienst versammelte Protestanten in Vassy und metzeln sie nieder. Anschliessend reisst der Herzog in Paris die Macht an sich, wird aber schon 1563 bei Orléans ermordet.

Im gleichen Jahr 1563, am 18. August, stirbt Montaignes Freund **Etienne de la Boëtie**, und Montaigne schreibt darüber seinem Vater einen langen Brief. Zwei Jahre später, 1565, heiratet er **Françoise de la Chassagne**, die Tochter eines Ratskollegen. Sein Vater stirbt 1568, und nun wird er Eigentümer und Herr zu Montaigne.

Schliesslich, 1570, im Alter von 37 Jahren, verkauft Montaigne sein Amt als Parlamentsrat, reist nach Paris und veröffentlicht dort die nachgelassenen Übersetzungen (Xenophon) sowie die lateinischen und französischen Gedichte seines Freundes Etienne de la Boëtie.

Anfangs **1571**, am 28. Februar, seinem Geburtstag, **zieht sich Montaigne von seinen Amtsgeschäften zurück**. Von seinen sechs Kindern, geboren 1570, 1571, 1573, 1574, 1577 und 1583 bleibt einzig Leonor (geb. 1571) am Leben, alle andern lebten nur wenige Tage oder Wochen. Montaigne studiert Neuerscheinungen und **Plutarchs Moralia** in der Übersetzung Amyots.

Montaignes **Nierensteinleiden** beginnen 1577/78. Er reist nach Paris und legt seine Essais Heinrich III. vor, er besucht aber auch verschiedene Bäder wie Plombières, dann begibt er sich über Thann und Mülhausen nach Basel, zu den Bädern von Baden, nach Augsburg, München, Innsbruck, Verona, Padua, Venedig, Ferrara, wo er den geisteskranken Torquato Tasso aufsucht, Florenz und Rom (Audienz bei Papst Gregor XIII). Auf der Rückreise erreicht ihn **1581** die Nachricht von seiner Wahl zum **Bürgermeister von Bordeaux**.

Als im Juni 1585 in Südwestfrankreich die **Pest** ausbricht und im Lauf eines halben Jahrs 14 000 Todesopfer fordert, besorgt Montaigne seine Amtsgeschäfte vom noch pestfreien Flecken Feuillas aus und übergibt sein Bürgermeisteramt einem Nachfolger. In Paris verkehrt er mit hochgestellten Persönlichkeiten (Heinrich III., Heinrich IV. etc.).

Er befasst sich stets auch mit den über tausend Zusätzen und **Einfügungen** zu seinen Essais. Am 13. September 1592 starb Montaigne, seine Mutter überlebte ihn bis 1601, seine Witwe bis 1627.

Um die Essais zu studieren, benötigte ich, mit Unterbrüchen, mehr als ein ganzes Jahr. Die **Formulierungen** sind meist recht kompliziert, die Lektüre ist also gar nicht einfach, aber immer wieder musste ich bewundern, wie der Autor „über der Sache“, d.h. über den Zeitereignissen steht und in auffallend bescheidener Weise seine Stellung und seine Bemerkungen dazu äussert und diese immer wieder mit Zitaten aus dem Altertum und aus seiner Zeit unterstreicht.

In seiner **Privatbibliothek** befasste er sich offensichtlich fleissig mit Autoren wie Ovid, Plinius, Catull, Plato, Aristoteles, Plutarch, Terenz, Cicero, **Horaz**, Lukrez, Seneca, Tibull, Persius, Juvenal, Epikur, Virgil, Augustus, etc. etc., die er in den Originalsprachen aber auch in französischen Übersetzungen studierte und „laufend“ in seinen Essais zitiert.

Als er auf Reisen abwesend war, wurde er zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt. Davon erzählt er mit folgender Aussage: *„Bei meiner Ankunft gab ich ihnen (den Behörden) **meine Wesensart** getreulich und gewissenhaft zu erkennen, wie ich zu sein glaube: Ein Mann ohne Gedächtnis, ohne Umsichtigkeit, ohne Erfahrung und ohne Tatkraft, auch ohne Gehässigkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Habsucht und ohne Gewalttätigkeit; auf dass sie gewarnt und unterrichtet seien, was sie von meiner Amtsführung zu erwarten hätten.“* Hiemit ist er wahrscheinlich, was die „Unter- und die Übertreibung“ betrifft auch den echtsten Engländern überlegen.

Nun aber wahllos herausgegriffen einige **„Lesefrüchte“**: *„Behauptung und Rechthaberei sind untrügliche Kennzeichen der Dummheit“.*

„Wir bringen unsere Dummheiten zu hohen Ehren, wenn wir sie in Druck geben“.

*„Es gibt kein beständiges Sein, weder in unserem Wesen noch im Wesen der Dinge. Wir und unser Urteil und alle sterblichen Dinge fliessen und wogen unaufhörlich dahin. So lässt sich **nichts Gewisses** vom einen zum andern ermitteln, und der Urteilende und das Beurteilte sind in fortwährender Wandlung und Schwankung begriffen“ ...„Allein Gott ist,...wird nicht und vergeht nicht“.*

„Uns etwas verbieten, heisst uns danach lüstern machen. Das Erlaubte ist reizlos. Das Unerlaubte brennt und entflammt uns. Sättigung gebiert Ekel“.

„Die reichlich und allzu willfährig gebotene Liebe wird uns lästig, wie süsse Speise, die den Magen verdirbt“.

Eine besondere Vorliebe scheint Montaigne für **Horaz** zu haben: *„Conentur sibi res, non se submittere rebus“ = „Die Geschäfte in die Hand nehmen, nicht sich den Geschäften unterwerfen“. Ep.1.1.19. „Si ventri bene, si lateri pedibusque tuis, nil Divitiae poterunt regales addere maius.“ = „Wenn es dir wohl um den Magen, die Lungen und die Füsse bestellt ist, können alle königlichen Schätze nichts Grösseres dazutun.“. Ep. 1.XII.5.*

Ausser den oben schon erwähnten Autoren zitiert Montaigne auch Aulus Gellinus, Silius Italicus, **Lukan**, Martial, Claudian, Ariost (Rolando furioso), Persius (Satiren), Dante (Inferno), Petrarca (Sonette), Properz, Manilius, Pacuvius, Archimedes, Titus Livius, Maximilianus, Publius Syrus, u.a. Unbedingte medizinische Autorität ist für ihn Claudius Galenus von Pergamos, der von etwa 130 bis 200 n. Chr. lebte. Über die Ärzte seiner Zeit macht er sich viele Seiten lang lustig, und allein über die von uns vor einiger Zeit kuz behandelte Wollust schreibt er ganze fünfundvierzig Seiten. Es ist nicht möglich alles hier aufzuzählen, was Montaigne in seinen Essais lang und breit behandelt.

Die zehnjährige Tanja besucht mich, den Dreiundneunzigjährigen.

Kurz vor den Februar-Sportferien wurde ich im Ortsmuseum Dietikon gefragt, ob ich auch in der Ferienzeit jeden Vormittag im Museum zu treffen sei. Dabei rutschte dem fragenden Kommissionsmitglied, die Bemerkung heraus, Tanja, die von der Musikschule Dietikon meine Dreiviertelsgeige zur Benützung bekommen habe, wolle mir einige „Stücklein“ vorspielen.

Diese **Indiskretion** hatte zur Folge, dass ich vier Wochen lang Tag für Tag den angekündigten Besuch erwartete. Endlich, am Dienstag, 15. März 2005, telefonierte mir Musiklehrerin **Helen Ebnöther** ins Museum und fragte, ob sie am Mittwochmorgen mit Tanja zu mir ins Museum kommen könne. Dabei erfuhr ich, der Besuch habe während der Sportferien leider nicht ausgeführt werden können, weil Tanja krank gewesen sei. Am Mittwoch, 16. März 2005, jedoch habe Tanja zufällig den ganzen Tag schulfrei, weil die Klassen dafür ausnahmsweise am folgenden Samstag, dem Besuchstag, antreten müssten.

Um den beiden Besucherinnen eine Kleinigkeit aufstellen zu können, und um nicht von andern Mitgliedern der Kommission für Heimatkund gestört zu werden, schlug ich vor, den Besuch um neun Uhr nicht im Museum, sondern bei mir zu Hause, an der Holznattstrasse 15 in Dietikon, durchzuführen. Pünktlich, wie vereinbart, erschienen die beiden Besucherinnen.

Helen Ebnöther wohnt nicht weit von mir entfernt, in der Gegend der geschützten „Eich“. Sie besuchte vor vielen Jahren mehrmals mit ihrer Tochter die „Familien-Sing-Musik- und Volkstanzwoche“ in Wildhaus. Maria und ich nahmen damals die beiden im Auto mit zur Singwoche oder transportierten ihr Gepäck. Auch spielte Helen, als wir unsere Musikproben noch in Dietikon durchführten, wie ich im Orchesterverein.

Die Viertklässlerin **Tanja Eymany** sah ich zum ersten Mal. Sie blickte mich mit ihren dunkeln Augen schüchtern und fragend an und überreichte mir einen in sechs verschiedenen Farben fehlerlos selbst geschriebenen **Brief**, auf den sie eine Biene mit menschlichem Gesicht und eine gitarrespielende Mickeymaus aufgeklebt hatte. Der Text lautet:

„Lieber Herr Klenk. Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Ich finde die Geige ein super Instrument, Sie sicher auch, oder??? Hoffentlich gefallen Ihnen die Musikstücke, die ich Ihnen vorspielen werde. Ich freue mich riesig auf den Frühling, auf den Sommer und auf Ostern. Viele herzliche Grüsse Tanja Eymany.“

Zu diesem Brief gehört auch noch eine farbenfrohe **Zeichnung**. Von sechs Delphinen springt einer vor der aufgehenden Sonne über die Wasseroberfläche hinauf, vier strecken nur ihre Köpfe heraus, einer seinen Schwanz, und in der Luft, über dem Wasser, fliegen elf stilisierte Vögel.

Tanja spielte, von Helen Ebnöther auf der Bratsche begleitet, sicher, rein, in guter Haltung und mit korrektem Bogenstrich drei Stücke. Es waren hübsche Kanons, bei denen die kleine Anfängerin sicher, selbständig und genau im Takt ihre Stimme durchhielt. Natürlich lobte ich die Spielerin und erzählte, ich hätte in der vorletzten Nacht sogar von ihr und Frau Ebnöther geträumt. Ich hatte tatsächlich die beiden im **Traum** vor mir gesehen. Helen hatte mir Tanjas Notenheft gezeigt und zwar mit der Bemerkung, ich dürfe von einer Anfängerin nicht allzuviel erwarten. Ich sah lauter Notengruppen aus Viertelsnoten, die auf den „leeren Saiten“ gespielt werden können.

Mit allerlei Lob und Dank feierten wir ein **kleines Fest**, gestatteten uns süsse „Schoggischümli“ und Datteln. Dazu tranken wir vom alkoholfreien Ehrenbürgertrunk.

Für Herrn Klenk
von Tanja



17.16.3.2005

Lieber Herr Klenk



Ich  hoffe es geht

Ihnen gut. Ich finde Geige ein
super Instrument, Sie sicken
auch oder?? Hoffentlich
gefallen Ihnen die Musikstücke
die ich Ihnen vor spielen
werde. Ich freue mich riesig auf
den Frühling, auf den Sommer und
auf die Ostern. Viele Herzliche
Grüsse Tanja Esmanly



Dann aber musste sich Tanja verabschieden, denn ihre Musikstunde bei **Frau Erika Blattner-Schwarz** war auf halb zehn Uhr im Musikschulhaus festgesetzt. Ich bin froh, dass meine sehr gute Dreiviertelsgeige nicht mehr länger unbenutzt in der Büroecke steht, und dass sie nun unter der Kontrolle der Geigenlehrerin sachgemäss benützt wird.

Frau Ebnöther blieb noch ein Weilchen bei mir. Sie legte ihre Bratsche beiseite, mit der sie in Herrn Blanchards „Limmattaler Kammerorchester“ musiziert. Zufällig lag die Violine, die normalerweise Nachbarin Frau Schaeren benützt, noch bei mir auf dem Sofa, und so konnten wir zweistimmig, d.h. mit zwei Geigen, **Haydns II.Serenade**, Op. 3/5 Hob. III: 17, und ein wenig schwedische Volksmusik spielen.

Wir betrachteten die vierbändige **schwedische Volksmusiksammlung** („Svenska Låtar“ samlade av Nils Andersson) mit den 1500 Melodien (meist Polskas) und auch die fünf Bände mit den achtzig schwedischen Volksmusikstücken für 1.,2. Violine und Klavier, „Pa galej“ etc.

Der Vergleich mit den etwa 11 000 Melodien der „**Schweizer Volksmusik**“ lag nahe, die von **Hanny Christen** gesammelt und letztes Jahr von **Fabian Müller** in zehn Bänden herausgegeben wurde. Ich erzählte kurz die Auslieferungsprobleme (Mir fehlte der vierte Band, dafür hatte ich einen andern doppelt bekommen). Auch meine Erlebnisse mit der Basler Cellistin und unermüdlichen Sammlerin Hanny Cristen erzählte ich. Seinerzeit, als Präsident der „Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise“, sorgte ich seinerzeit dafür, dass sie, trotz ihres Eigensinns, Ehrenmitglied dieser Organisation wurde.

Soviel der Blümlein auf der Heid,
soviel ist in der Liebe Leid.

Aus einem alten Volkslied.

Stephane Lambiel, der Eiskönig 2005.

Dieser neunzehnjährige Walliserbursche erkämpfte sich als dritter in der Geschichte der schweizerischen Eiskunstlauf-Geschichte im März dieses Jahrs in Moskau die Weltmeister-Gold-Medaille, und zwar mit einer Kür voll schwieriger Sprünge und Pirouetten.

Der erste schweizerische Weltmeister war **Hans Gerschwiler** (1947) und ihm folgte **Denise Biellmann** (1981). Lambiel ist auch fünffacher Schweizer Meister. In Moskau begann seine Kür nicht gerade vielversprechend, denn er drehte den Dreifach-Axel nur einfach. Doch der Bursche fing sich auf und präsentierte zwei wunderschöne Vierfach-Toeloops, den ersten mit dem Dreifach-Toeloop kombiniert. Als Lohn für seine grandiose Vorstellung kassierte Lambiel ein Preisgeld von 45 000 Dollar.

Am Samstag, 19. März 2005, reiste ich nach Zürich zum 67. Jahresbott, der Gruppe „Züri“ des Vereins „Schwiizertüütsch“. Die üblichen Geschäfte und der Vortrag von **Dr.h.c Jakob Zollinger** fanden im Lavatersaal des Kirchgemeindehauses St. Peter statt. Zollinger war einst Lehrer in Dietikon, wohnt nun aber wieder im Oberland, das er gründlich erforschte (Verbreitung der Flarzhäuser, Moore, Pflanzen, Tiere, Menschen, Sprache etc.). Er kannte auch Martha und Werner Altorfer und verkehrte in Werners Chronikstube von Wetzikon. Beinahe jeden Monat kommt er zum „Stamm der Pensionierten Lehrkräfte Dietikons“ ins Restaurant „Heimat“.



Geschäftsleitung
Technische Leitung
Postfach, 8134 Adliswil

Telefon 01 771 33 55 (GL)
Telefon 01 771 33 56 (TL)
Fax 01 771 33 57
e-mail zuercher.wanderwege@bluewin.ch
Postcheck 80-17235-3

Zürcher Wanderwege (ZAW)

Geschäftsleitung

Herrn
Karl Klenk
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Adliswil, 21. März 2005

Sehr geehrter Herr Klenk

Ihr (Austritts-)Schreiben vom 15. März 2005 möchte ich sehr herzlich verdanken – zwar nicht so sehr den Austritt an und für sich (für den ich aber durchaus Verständnis aufbringe), sondern viel mehr für Ihre persönlichen Eindrücke aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges.

Ich kenne jene zum Teil sicher schwere Zeit nicht aus eigener Erinnerung, sondern nur aus Akten sowie weiteren schriftlichen und mündlichen Überlieferungen. Um so mehr freut es mich, von Ihnen eine persönliche kurze Rückschau auf jene bewegte Epoche bekommen zu haben.

Ich möchte Ihnen auch an dieser Stelle für Ihren seinerzeitigen Einsatz wie auch für Ihre langjährige Treue zu den Zürcher Wanderwegen (ZAW) herzlich danken.

Ich wünsche Ihnen gesundheitlich alles Gute und dass Sie doch noch die eine oder andere kurze Wanderung unternehmen können.

Mit freundlichen Grüssen

Zürcher Wanderwege (ZAW)

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'H. Binder', written in a cursive style.

Heinz Binder
Geschäftsführer / Techn. Leiter

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon ZH.

Dietikon, 27. März, Ostern, 2005,

An den Vorstand sowie an alle Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich
Meine Lieben.

Es fällt mir sehr schwer, ich muss aber der Vernunft und den Schmerzen in meinem rechten Knie gehorchen und mich vom aktiven Volkstanz im VTKZ verabschieden.

Da ich seit 1930 tanze, pflege ich die schöne, fröhliche, gesundheitsfördernde und gemeinschaftbildende **Kunst des Volkstanzens** nun schon fünfundsiebzig Jahre lang, allerdings mehr oder weniger unterbrochen zur Zeit des zweiten Weltkriegs (1939 -1945). In diesen Jahren konnte nur gelegentlich im Urlaub getanzt werden.

Wenn ich nun, ab Ostern 2005, in den Tanzproben des VTKZ nicht mehr auftauche, dann hat dies für den Verein den angenehmen Vorteil, dass ich fortan das Durchschnittsalter der Mitglieder nicht mehr länger in die Höhe treibe.

Die Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon - sie tanzt montags von 13 Uhr 45 bis 15 Uhr 15 im „Alters und Gesundheitszentrum“ unserer Stadt - werde ich aber weiterhin betreuen. Es ist mit diesen vielen Pro Senectute-Volkstanzgruppen überall in der Schweiz etwas sonderbar bestellt. Dazu einige Bemerkungen.

Der Seniorenvolkstanz kam, wie viele Jahre früher, zur Zeit Louise Witzigs und Klara Sterns die Volkstanzbewegung, aus Skandinavien in die Schweiz, und Pro Senectute wollte mit der Schweizerischen Trachtenvereinigung zusammenarbeiten. Doch ach, die STV war noch nicht reif für diese Sparte Volkstanz und sagte: „Wir tanzen für die Jugend, um neue Mitglieder zu gewinnen“.

Pro Senectute rekrutierte eine riesige Anzahl von Gruppenleiterinnen, meist ehemalige Turnlehrerinnen. Da diese vom Volkstanz nicht viel verstanden und meist auch keine Musikanten zur Verfügung hatten, wurden sie zu Ausbildungskursen verpflichtet, in denen spezielle Tonträger aus dem Norden Europas verwendet wurden mit einfachen und mit vereinfachten Volkstänzen verschiedener Länder. Das führte dazu, dass in den schweizerischen Senioren-Volkstanz-Gruppen anfänglich hundertprozentig ausländische Volkstänze eingeübt wurden.

Ich reklamierte mit meinem Rundschreiben bei Pro Senectute und bei den Alters-Volkstanzgruppen. Inhalt dieses Schreibens: „Es ist für die Schweiz ein **Armutszeugnis**, wenn in Alters- und Kindergruppen 100prozentig ausländische Tänze getanzt werden, wo wir doch im von der UNESCO geforderten „Schweiz. Volkstanzinventar“ mehr als 1800 Schweizertänze gesammelt haben“.

In den letzten zehn Jahren hat nun Francis Feybli Tonträger für Seniorengruppen herausgebracht, auf denen vereinzelt auch geeignete Schweizertänze gespielt werden, und seit mehr als zehn Jahren wird mir gestattet, in den jeden Monat stattfindenden Fortbildungskursen für Senioren-Gruppenleiterinnen, jeweils auch einen Schweizertanz zu instruieren (bisher etwa fünfundzwanzig).

Ihr seht, ich bin für unsere Sache nicht ganz verloren. Dem VTKZ wünsche ich weiterhin alles Gute und hoffe, Euch an der GV und bei andern Gelegenheiten wieder einmal zu sehen.

Mit recht freundlichen Grüssen

Karl Klenk

Obmann **Dr. Jürg Bleiker**, Elgg, empfahl in witziger Weise drei Bücher, zwei von Walter Höhn-Ochsner „Pflanzen in Zürcher Mundart und Volksleben“ und „Tierwelt in Zürcher Mundart und Volksleben“, die ich beide für Sohn Karl erwarb, sowie von Arthur Baur „Schweizerdeutsch woher und wohin?“

Viele der hübschen und lehrreichen Dias, die Zollinger vorführte, hatte er nach selbst gemachten **Zeichnungen** herstellen lassen. Er freute sich über die Tatsache, dass ich zu seinem Vortrag gekommen war und kräftig bei der Dietiker Lehrerschaft für den Anlass geworben hatte. Ausser ihm begrüßte ich an diesem sehr gut besuchten Vortrag auch **Dr. Heinrich Boxler**, Feldmeilen, der früher Mitglied unserer Heimatkundekommission war und **Frau Wespi**, eine Tochter von Pfarrer Wespi, der seinerzeit Maria und mich in Illnau traute.

Montaige kommt immer wieder „vom Hundertsten ins Tausendste“, betrachtet seine Probleme von allen möglichen Seiten. Wenn er seine schmerzhaften Nierensteinkoliken erwähnt, die ich ihm nachfühlen kann, hatte ich doch selbst derer zwei, stellt er sogleich über alle möglichen Krankheiten seine Betrachtungen an, macht sich viele Seiten lang lustig über die Ärzte, gipfelt schliesslich mit dem Ausspruch eine so schmerzhaft Krankheit gäbe dem Leidenden das Recht, Hand an sich zu legen, und dann folgen endlose Betrachtungen über den Selbstmord.

Meine Nierensteine. In einem der ersten Skilager, die ich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs mit Ehefrau Maria und deren Schwester Trudi in den sonnigen Flumserbergen durchführte, setzten in meinem Körper mitten in einer Nacht ganz plötzlich unheimliche Leibscherzen ein. Es war, als stösse mir jemand bei vollem Bewusstsein ganz langsam aber kontinuierlich ein Schwert durch den Bauch. Ich krümmte mich wehklagend **im Strohlager der Skihütte**, und die beunruhigten Hilfsleiterinnen telefonierte dem Arzt nach Flums.

Es dauerte einige Stunden bis er in der Skihütte bei uns eintraf, und in dieser Zeit hatte mein Schmerz ebenso plötzlich wieder aufgehört, wie er angefangen hatte. Der **Arzt** untersuchte mich gründlich in der üblichen Weise und sagte schliesslich, es sei wahrscheinlich nun alles wieder in Ordnung. Er wollte sich auf keine Diagnose festlegen und ebensowenig eine Vermutung äussern.

Wir wussten nicht, ob die Schmerzen von irgend etwas in der Nahrung verursacht worden waren, oder ob sie einen andern Ursprung hatten. An Nieren- oder Gallensteine dachte niemand, und nach dem Frühstück rückte ich mit den Schülerinnen und Schülern zum Skifahren aus wie jeden Tag, als ob in der Nacht nichts Besonderes geschehen wäre.

Einige Jahre später erlebte ich meinen zweiten **Nierenstein zu Hause** in Dietikon. Wieder setzte ganz plötzlich, mitten in der Nacht, der bereits geschilderte furchtbare Schmerz ein. Maria rief sofort den damaligen **Schularzt** Dr. Müller herbei, der nach wenigen Minuten an meinem Schmerzenslager stand. Da der akute Schmerz vor allem links war, zog er mein linkes Bein in die Höhe und drückte mir mein Knie auf die Brust. Mit diesen Bewegungen wollte er die Reise des Nierensteins von der linken Niere in die Harnblase beschleunigen.

Da ich ihm das Erlebnis vom Skilager erzählte, sagte er, mein Schmerz höre auch diesmal genau so plötzlich wieder auf wie damals. Es handle sich nach allen seinen Beobachtungen bestimmt um einen neuen Nierenstein, der sich durch den Harnleiter zwängt, d.h. der durch den Harn von der linken Niere in die Harnblase geschoben wird. Dr. Müller erklärte uns, von der Blase weiter, nach aussen, verursache der Stein ziemlich sicher keine Schmerzen.

Dr. Müller ersuchte mich, den Stein abzufangen und ihn dann in seiner Praxis vorzuweisen. Er erklärte mir auch, wie ich den Übeltäter am besten erwischen kann, bevor er unerkannt im WC verschwindet. Schon am Morgen nach der schmerzhaften Nacht erwischte ich den dunklen, scharfkantigen und etwa dreieinhalb Millimeter dicken kristallartigen Stein, was die Diagnose des Schularztes bestätigte.

Wie nun weiter vorgegangen werde, das entscheide **der Urologe**. Da Frau und Herr Dr. Pupato, zu denen mich der Schularzt schicken wollte, nicht erreichbar waren, schickte mich Dr. Müller zu einem andern, sehr vaterländischen Urologen, dessen Namen ich leider ganz vergessen habe. Treppenhaus, Wartezimmer und Praxis dieses in Zürich wohnenden Herrn waren geschmückt mit Gewehren, Pistolen, Schwertern, Spiessen und Hellebarden.

Ausser Urologe war dieser Arzt gleichzeitig noch angesehenes Mitglied einer städtischen oder kantonalen Behörde. Er schickte mich sofort in ein Privatspital am Zürichberg, wo meine Nieren nach Einspritzung eines Kontrastmittels geröntgt wurden. Als ich dort gut präpariert vor der Aufnahme auf dem Schragen lag, musste ich den mitgebrachten Nierenstein neben meine Hüfte legen, so dass er neben dem Nierenbild sichtbar sein würde. Da kamen zufällig einige junge Studenten an meinem Lager vorbei, sahen mich neben meinem Nierenstein liegend und einer sagte: „**Genau die Grösse, die am stärksten schmerzt.**“

Die Krankenschwester zeigte und erklärte mir die hergestellte Aufnahme, auf der alle mit Kontrastmittel gefüllten Kanäle der Nieren deutlich zu sehen waren. Sie sagte, da sei alles sauber, vorläufig sei keine Kolik mehr zu erwarten. Aber ach, niemand riet mir, bedeutend mehr zu trinken. Dies erkannte man offenbar erst etwa dreissig Jahre später.

Viele Jahre hatte ich nun Ruhe, bis ich dann aber doch links unter den Rippen einen schwachen **Druck** verspürte, der mich nicht weiter störte, so dass ich ihn jahrzehntelang als unbedeutend, wenn irgend möglich, gar nicht beachtete. Während des Unterrichts lehnte ich mich zur Erleichterung mit der linken Körperseite ans Pult. Dann aber suchte ich doch eines Tages im Frühjahr **1979** Frau und Herrn Dr. Pupato in Zürich auf. Mit Ultraschall wurde ein grosser Nierenstein am Ausfluss der linken Niere festgestellt.

Der Urologe riet mir, diesen entfernen zu lassen. Da wir aber in den bevorstehenden Sommerferien nach Amerika reisen wollte, meinte Dr. Pupato, wenn ich diesen Stein nun so viele Jahre ausgehalten habe, dann komme es auf ein weiteres Jahr auch nicht mehr an. Ich solle aber, besonders während der Flugreise reichlich Wasser trinken.

Das war das erste Mal, dass mir **vermehrte Flüssigkeitzufuhr** empfohlen wurde. Wir beschlossen, den grossen Nierenstein nach unserer Rückkehr aus Amerika im Limmattalspital Schlieren, wo damals Dr. Pupato seine Operationen durchführte, entfernen zu lassen. Viele tuffsteinartige Nierensteine können heute an Ort und Stelle, d.h. in der Niere und ohne Operation, zertrümmert werden, so dass die entstandenen ganz kleinen Partikel auf normalem Weg den Körper verlassen.

Dieses Vorgehen kam bei mir nicht in Frage, weil der Stein sehr gross und hart wie ein kompakter Stahlklumpen war. In **Vollnarkose** wurde ich von Dr. Pupato im Limmattalspital operiert. Die sehr stark durchblutete Niere wurde dabei, um den Blutverlust zu verringern, mit Eis stark unterkühlt, was zu einem recht unangenehmen Aufwachen führte. Ich schlotterte am ganzen Körper und wurde daher rund herum mit zahlreichen Wärmeflaschen wieder aufgewärmt. Die etwa fünfundzwanzig Zentimeter lange Wunde musste jeden Tag behandelt werden, und ein aus meinem Leib herausführender Schlauch wurde Tag für Tag etwas weiter heraus gezogen.

Dr. Pupato gab mir „**meinen Stein**“, der bohnenförmig, etwa elf Millimeter lang und sechs Millimeter breit war. Dieser „Plaggeist“ wies rund herum viele kraterförmige Vertiefungen auf, in deren Mitte stets eine kleine Spitze in die Höhe ragte. Der Urologe erklärte mir, dieser **Oxalatstein** habe sich nahe am Ausfluss der Niere befunden, so dass er ohne Verletzung des eigentlichen Organs gut habe entfernt werden können. Nebenbei erwähnte er auch, er besitze eine ganze Sammlung menschlicher Nierensteine, die bereits mehr als sieben verschiedene Steinarten umfasse.

Da ich erkannte, dass der Urologe auch „meinen Stein“ gerne in seine Sammlung aufgenommen hätte, beschloss ich, ihn für mich abzuzeichnen. Ich hatte im Spital ja genügend **Zeit zum Zeichnen und Malen**. Maria, die mich beinahe jeden Tag im Spital besuchte, brachte mir Zeichenstifte verschiedener Härte und meine Malutensilien. Auf dem Bild wurde der Nierenstein gut fünfzehn Zentimeter lang. Diese Vergrösserung wirkte durch die saubere Schraffierung schön plastisch.

Dr. Pupato war dermassen begeistert, dass ich ihm den Stein samt der dazu gehörenden Zeichnung schenke sowie zwei kleine am Fenster des Spitalzimmers gemalte Aquarelle, die Aussicht auf den Bahnhof Urdorf und den Blick Richtung Limmattal und Hasenberg. Im Zusammenhang mit dieser Nierensteinoperation verbrachte ich etwa zwei oder drei Wochen im Spital. Bei der Entlassung riet mir ein junger Arzt ganz nebenbei, ich solle stets viel **Wasser** trinken, das sei gut für die Nieren.

Da ging mir endlich ein **Licht** auf. Ich hatte schon „in jungen Jahren“ und vor allem während des Aktivdiensts viel zu wenig getrunken, und auch die militärischen Vorgesetzten hatten uns Gebirgssoldaten fälschlicherweise geraten, wenig zu trinken, um unnötiges Schwitzen zu vermeiden. Die Folge war stark konzentrierter Harn, in dem sich je nach Veranlagung feste Stoffe auskristallisieren konnten.

Als kleiner Primarschüler in Meilen besuchte ich den „**Hoffnungsbund**“, den damals der abstinent lebende **Lehrer Stalder** vom Schulhaus Bergmeilen an freien Schulnachmittagen leitete. In diesem Bund unternahm er mit uns Buben lustige Spiele im Wald am Pfannenstiel, auf die wir uns stets sehr freuten.

Dabei war auch immer wieder die Rede von den „bösen Trinkern“, die in den Wirtschaften all ihr verdientes Geld ausgaben, und als Folge davon ihre Frauen und Kinder hungern liessen und sogar schlugen. Diesbezügliche spannende Geschichten wurden uns vorgelesen.

In meinem „Kindskopf“ wurde zu wenig klar, dass da nur die **Alkoholtrinker** gemeint waren. Von der guten aber nicht richtig verstandenen Sache begeistert, versprachen wir gerne, keine solche „Trinker“ zu werden. Die Gasthäuser und ganz allgemein das Trinken war für uns eine böse Sache. Wer von uns Buben versprach, nie ein Trinker zu werden, dessen Name wurde sogar mit wunderschöner Zierschrift ins „goldene Buch“ eingetragen.

Ich trank also stets so wenig als möglich und betrat eine Wirtschaft nur, wenn dies nicht zu umgehen war. Erst viel später sah ich ein, dass Lehrer Stalder damals nur den Alkoholkonsum gemeint hatte. Nie trat ich einem **Blaukreuzverein** bei, auch nicht dem „Verein abstinenten Lehrerinnen und Lehrer“. Ich hielt mich aber an deren Grundsätze und besuchte gelegentlich ihre lehrreichen Veranstaltungen.

Wenn im Aktivienst eine Gruppe von Soldaten ein Gasthaus betrat, rief meist der zuerst Bestellende laut nach **Bier**, und siehe da, vielen Kameraden kam auch nichts Gescheiteres in den Sinn. Da nahm ich mir vor, bei der nächsten Gelegenheit als „Gefreiter“ voranzugehen und als erster laut hörbar ein Glas **Süssmost** zu verlangen, worauf tatsächlich mehrere Kameraden dasselbe wagten.

In jungen Jahren trank ich bei meinen Grosseltern, wie dies bei ihnen üblich war, auch gelegentlich ein Glas Bier oder Wein. Vom Mittelschulalter an stellte ich aber ganz auf **einheimischen Süssmost und Traubensaft** um. Diese Getränke fand ich wohlschmeckender und nahrhafter, trank aber bis zur einleuchtenden Erkenntnis nach den Nierensteingeschichten auch davon viel zu wenig.

Etwa vom sechzigsten Lebensjahr an bekam ich, vor allem nachts, immer häufiger sehr schmerzhaft **Krämpfe** in Zehen, Beinen, Fingern, Armen, im Hals und im Rücken, die mich ungefähr alle neunzig Minuten weckten. Sie verschwanden nach wenigen Minuten, wenn ich aufstand, heftig turnte und ein wenig im Haus herumrannte. Dieses unangenehme Theater fand jede Nacht vier bis fünfmal statt.

Seit ich aber nach der Nierensteinoperation je länger je mehr Wasser trank - ich benötige heute, im Alter von bald dreiundneunzig Jahren, mindestens **drei Liter** im Tag - verschwanden auch diese lästigen und äusserst schmerzhaften Krämpfe mehr und mehr. Wenn ich zufällig einmal abends vergesse, vor dem Schlafengehen noch dreiviertel Liter Kamillen- oder Lindenblütentee zu trinken, dann wecken mich prompt die schmerzenden Zehen oder Waden.

Das viele Trinken zwingt mich zwar auch heuze noch zum häufigen **Aufstehen** in der Nacht, doch zum Glück treten dabei keine Schmerzen mehr auf, auch erwache ich nicht ganz. Es ist schon vorgekommen, das beim Wiedereinschlafen nach dem Besuch der Toilette der gleiche Traum ohne Unterbruch weiterging.

Nun aber genug von diesen „Gesundheits- und Krankheitsgeschichten“, sangen wir doch früher im Familienkreis immer wieder das Volkslied nach A.v.Chamisso „Frisch gesungen“, dessen Komponist nicht bekannt ist. Es lautet „Hab oft im Kreise der Lieben im duftigen Grase geruht, und mir ein Liedlein gesungen, und alles, alles war hübsch und gut“, wo es dann in der vierten Strophe heisst: „Sollst uns nicht lange klagen, was alles dir wehe tut, nur frisch nur frisch gesungen, und alles, alles wird wieder gut“. Leider ist's aber in der Wirklichkeit mit dem Wiedergutwerden meistens nicht immer so einfach.

Am **Passionskonzert** vom Palmsonntag, 20. März 2005, 17 Uhr, spielten wir in der neuen reformierten Kirche von Zürich-Albisrieden:

J.G. Albrechtsberger	Adagio und Fuge c-moll
Ch. Gounod	Messe brève no. 4 C-Dur
A. Vivaldi	Sinfonia h-moll RV 168 „Al santo sepolcro“
A. Vivaldi	Concerto grosso a-moll Op. III.8
A. Vivaldi	Concerto c-moll RV 120.

Das Konzert, das wir zusammen mit der Singgruppe präsentierten, war sehr gut besucht. Auch die drei von mir eingeladenen Persönlichkeiten hatten sich herbemüht. Es waren dies die betagte **Lotti Schürch**, die langjährige Sekretärin und Fotografin der „Schweiz. Trachtenvereinigung“ und Verfasserin eines sehr schönen Trachtenbuchs, sowie die beiden in Zürich wohnenden **Mathilde Clerc** und **Ruth Osterwalder**. Mathilde musiziert mit Roswith Schmidt-Baer, Dübendorf. Sie spielt Querflöte und ist wie ich Mitglied des Seniorenorchesters Baden. Ruth äusserte in der letztjährigen „Familien-Sing-, Musik- und Volkstanzwoche“ ihr Interesse an den Auftritten unseres Orchesters in Zürich Albisrieden.

Auch am **Karfreitag**, 25. März 2005, spielten wir in Albisrieden, und zwar diesmal im reformierten Gottesdienst. Was wir vorbrachten, waren meist andere Stücke der oben schon genannten Komponisten. Anschliessend reiste ich mit Tram Nummer 3 zum Zentral, mit Nummer 4 zum Opernhaus und mit der Bahn nach Meilen.

Karl Klenk, Holzmatt 15
8953 Dietikon ZH.

Dietikon, 3. April 2005.

Liebe Regula,
Lieber Jean Stauber.

Hilfe (betreffend Mail und Internet)

Als vor einiger Zeit mein älterer Sohn, Dr. Karl Klenk, nach einem Vortrag in Zürich - **husch, husch** - seine Rückreise nach Thun für etwa eine Stunde unterbrechend, bei mir im Ortsmuseum vorbeikam, da richtete er für mich im Komputer eine Seite mit „Karl-Johannes.Klenk@gmx.net“ (plus Passwort) ein.

Doch ach, schon am nächsten Tag fand ich mich nicht mehr zurecht, und was ich ihn fragen und ihm per Mail berichten wollte, konnte wegen irgend eines Fehlers auch nicht abgesendet werden. Da telefonierte ich ihm, worauf er mir auf dem Drucker des Gymnasiums Thun Schritt für Schritt das Vorgehen ausdrückte und mit seinem Kommentar versehen zustellte. Doch nochmals „ach“, unser Komputer unterscheidet sich von dem seinen, und je länger ich „pröbelte“ umso weniger weit kam ich.

Als mich nun gestern, 2. April 2005, mein jüngerer Sohn Ueli nach der Operation meines linken Auges vom Limmattalspital heimholte, da erzählte ich ihm die oben geschilderte Geschichte. Auch er befasste sich eine halbe Stunde lang mit meinem Problem, kam aber auch zu keinem Ziel. Durch unser „Pröbeln“ haben wir vielleicht irgend etwas Unnötiges bewirkt, und daher brauche ich Eure Hilfe.

Ich wäre Regula oder Jean Stauber, d.h. den über Mail und Internet Informierten, sehr dankbar, wenn sie mir ein wenig Zeit am Ortsmuseumskomputer widmen könnten. Vielleicht ergib sich gelegentlich ein Zeitpunkt in dem jemand von Euch ohnehin in der Stadt oder im Ortsmuseum ist. Ich kann mich meistens vormittags und nachmittags gut nach Euch richten und bitte höflich um einen Telefonanruf.

Ich bitte um Entschuldigung für meine Dummheit, sende Euch freundliche Grüsse und wünsche Euch alles Liebe und Gute. (Ein Ausrufzeichen kann der Komputer an der Holzmattstr. 15 leider nicht schreiben).

Karl Klenk.



Ich erschrak als mein Zug an keiner Station anhielt, nicht einmal in Küsnacht. Hatte ich einen **Schnellzug** erwischt, der direkt und ohne Halt nach Rapperswil fuhr? Zum Glück konnte ich in Meilen aufatmen. Der Zug hielt an. Später erfuhr ich, dass jeder Zug in Meilen anhält.

Da die Gegend anders als „zu meinen Zeiten“ überbaut ist und auch die Wege und Strassen heute wesentlich anders verlaufen, musste ich mit Violine und ziemlich schwerem Gepäck über mir wenig bekannte Treppen und auf dem Feldweg mein Ziel auf der Hürnen erwandern. Die Reise zu meinen Leuten in Meilen war früher, mit dem Auto, bedeutend bequemer.

Wo jetzt Häuser stehen und dort wo der Tennisplatz sich ausbreitet, da befanden sich früher schöne Wiesen mit Obstbäumen. Bei Brigitte und Ueli durfte ich einen angenehmen Karfreitagnachmittag verbringen.

Schon am folgenden Tag, am **Ostersamstag**, 26. März 2005, reiste ich nach Steffisburg. Mit Käri verbrachte ich gut zwei Stunden am Computer des Gymnasiums Thun. Einige Mail- und Internetprobleme wurden besprochen, einige Bilder ausgedruckt, und am Sonntag, 27. März 2005, in Steffisburg, spielten wir Werke von Telemann für zwei Violinen und Cembalo. Vor meiner Abreise nach Dietikon bedankte ich mich bei Mitjam für die vorzügliche Verpflegung und bei Karl für den Computerunterricht und die schönen Ausdrücke.

Schon am **Ostermontag** verbrachte ich zweieinhalb Stunden am Computer des Ortsmuseums Dietikon, um die Mail- und Internetprobleme zu klären. Das System in Dietikon unterscheidet sich aber in einigen Punkten von dem im Gymnasium Thun. Daher gelang mir manches noch nicht.

Die **Familie Renno-Boccali** wohnt ganz in meiner Nähe, im übernächsten Haus am Grendelsträsschen, das bei meinem Haus von der Holzmatzstrasse als „Sackgasse“ abzweigt. **Frau Mariam** Renno-Boccali wurde in Paris geboren. Sie erhielt ihren ersten Gitarrenunterricht mit 6 Jahren bei ihrem Vater.

Mit 15 Jahren trat sie in die Gitarrenklasse von **Alberto Ponce** vom Conservatoire National ein und danach in die Ecole Normale de Paris. Beide Studien schloss sie mit Auszeichnungen ab.

Parallel zu ihrem **Medizinstudium** gewann sie zwischen 1979 und 1981 diverse Preise bei internationalen Gitarre-Wettbewerben. In der Folge besuchte sie die Meisterkurse bei den Gitarristen und Komponisten **Emilio Pujol** und **Maria Luisa Anido** in Barcelona. Neben ihrer vielfältigen Konzerttätigkeit ist Mariam Renno-Boccali als Gitarrenlehrerin und als **Ärztin in Spreitenbach** tätig.

Auch Herr Renno-Boccali ist Gitarrenlehrer. Er wirkt an einer Musikschule am linken Zürichseeufer. Zur Familie gehören auch Sohn Normann und Tochter Olivia.

Sehr beeindruckend war das **Chällerkonzert** vom 2. Oktober 1999 im neuen Stadtkeller, Bremgartnerstrasse 20, Dietikon. Mariam Renno-Boccali gestaltete mit ausserordentlicher Fingerfertigkeit: **Michael Praetorius** (1571-1621): 4 dances from Terpsichore: Courante I & II, Ballet, La Volta. **Francisco Tarrega** (1852-1909): Capricho arabe. **Nikita Koshkin** (1956-): „Les Elfes“ Suite Allegretto grazioso, Tempo di valse, Marciale energico, Andante espressivo, Vivo. **Manuel Maria Ponce** (1882-1942): Suite en la mineur: Preludio, Allemande, Sarabande Gavotte, Gigue. **Andres Segovia** (1893-1942): Remembranza. **Herbert Baumann**: Toccata, elegia e danza (1970). Das Konzert war sehr gut besucht und die Zuhörer spendeten grossen Applaus.

Montaigne: „Die Wahrhaftigkeit ist der Anfang einer grossen Tugend.“

Die **Operation** des zweiten, d.h. des linken, Auges verlief in mehreren wesentlichen Punkten ganz anders und vor allem viel schmerzhafter als die des rechten. Ich musste mich am 1. April 2005 erst um 10 Uhr 45 im Limmattalspital melden, wurde in eine andere Aufnahmestelle der Tageschirurgie gewiesen und von 11 Uhr 30 bis 12 Uhr 45, d.h. nach der ähnlichen Vorbereitung diesmal viel länger operiert. Anschliessend wurde erkannt, dass meine angemeldete und notwendige Übernachtung im Spital übersehen worden war. Nach langem Warten im Spitalbett wurde ich zum ersten mal in meinem Leben in einen **Rollstuhl** gesetzt, mit allen meinen „Siebensachen“ bepackt, und ins Zimmer 807, also wieder in den achten Stock transportiert.

Das **Mittagessen** hatte ich wegen des eigenartigen Operationstermins verpasst, also begnügte ich mich mit Brunnenwasser. Nach der Operation meines rechten Auges, die am 12. November 2004 ausgeführt wurde, unterhielt ich mich bestens mit Spitalpfarrer Broghi, der gleichzeitig mit **Regula Schmid** einige Tage zuvor seinen Dienst im Spital angetreten hatte.

Ich hoffte, diesmal werde Regula im Zimmer 807 bei mir auftauchen. Sie ist die Tochter von **Vreni und Martin Schmid**, eine ausgesprochene „Leseratte“, besuchte in Dietikon die Sekundarschule und war auch bei einem oder mehreren meiner Eiskunstlauf-Lager dabei. Ihr Vater Martin war bis zu seinem allzufrühen Ableben vielseitig tätiger Pfarrer und Kirchenmusiker in Dietikon, erneuerte und dirigierte auch unser Orchester. Ihre Mutter Vreni leitet alle Blaukreuzveranstaltungen in unserer Region und musiziert wie ich im Seniorenorchester Baden.

Als Regula nicht auftauchte, bat ich eine Krankenpflegerin nachzuforschen, und sie erfuhr im Zentralbüro des Spitals, diese Pfarrerin arbeite seit dem 12. März 2005 nicht mehr im Spital.

Diesmal wurde mir die unangenehme Leitung, die mir wie bei der ersten Operation verdünntes Salzwasser in meine linke Hand transportierte, schon am Abend des Operationstags wieder abgenommen. So konnte ich immer wieder umhergehen, ohne stets den umständlichen **Ständer mit dem Wasserbeutel** mitführen zu müssen.

Im Zimmer 807 lag auch ein **Herr Graf** von Dietikon. Er hatte in der Firma Maag (Zahnräder) gearbeitet. Im Spital war ihm ein neues rechtes Hüftgelenk eingepflanzt worden. Zufällig sah ich seine noch frische, sehr grosse Wunde. Ihm erzählte ich unter anderem vom Schwimm- und Gymnastiklehrer, der auch Graf hiess und der sich jeweils witzig vorstellte als „August, Graf von Küsnacht.“ **Herr Baeriswil**, ein Welscher, kannte wie ich den Choreografen Jo Baeriswil. In einem weiteren Bett lag **ein Kroat**, dessen fremdländischen Namen ich vergessen habe. Ihm wurde Blut abgezapft, wahrscheinlich für eine bevorstehende Operation.

Zum Nachtessen bekam ich, nach Bestellung, ein leckeres Birchermüesli, ein Stück Schwarzbrot mit Butter und Erdbeerkonfitüre und dazu Milch mit Ovomaltine und viel Wasser. Auf dem Tisch mitten im Zimmer liegt eine Tabelle, die Auskunft gibt über **gesunde Ernährung** und ausserdem auflistet, was die Patienten am Montag, am Dienstag, am Mittwoch, etc. alles bestellen können. Anschaulich abgebildet ist auch die bekannte **Speisepyramide**. Ganz oben sehr wenig Fett, Öl, Zucker und Süsses, darunter wenig mehr Milch und Milchprodukte Fisch, Fleisch, Ei und Hülsenfrüchte, als Hauptnahrung Getreide Kartoffeln, Früchte, Gemüse und Salat. Zu unterst, ganz wichtig, fünfmal täglich Wasser, Kräutertee. Fruchtsaft, etwa drei Liter.

Zum Frühstück bestellte ich wieder Milch und dazu zwei Stück Knäckebrot. Dann verabschiedete ich mich von den Herren im Zimmer 807 und vom Personal und war zwanzig Minuten zu früh bei Augenarzt Lansel.

In der Augenarztpraxis wurde der Verband vom Auge weggenommen, der Erfolg kontrolliert, und glücklicherweise konnte gutes Gelingen der Operation festgestellt werden. Eine weitere Kontrolle wird nach einer Woche stattfinden. Bis dann muss ich jeden Tag viermal einen Tropfen des Medikaments „**TobraDex**“ ins operierte Auge träufeln, anschliessend eine Woche lang drei, eine weitere Woche lang zwei und dann, bis das Medikament aufgebraucht ist, jeden Tag nur noch einmal einen Tropfen.

Anschliessend an diesen Besuch in der Augenarztpraxis, die sich nur wenige hundert Meter von Limmattalspital entfernt im ersten Stockwerk eines Hochhauses befindet, kehrte ich in den Eingangsbereich des Spitals zurück, um dort auf **Sohn Ueli** zu warten, der versprochen hatte, mich im Auto nach Dietikon zu bringen. Wir waren auf die Zeit zwischen halb zehn und zehn Uhr verabredet.

Da wunderschönes Frühlingswetter herrschte, beschloss ich, draussen im prächtigen Sonnenschein zu warten, und zwar bei der Einfahrt in den Spitalparkplatz. Kaum war ich an der Stelle angelangt, wo normalerweise der Autobus anhält, da fuhr auch schon Ueli vor. Er traf genau „gleichlang zu früh“ beim Treffpunkt ein wie ich.

Zu Hause beschäftigten wir uns gemeinsam mit der Zubereitung eines feinen Mittagessens, zu welchem Ueli das Beste mitbrachte. Ich freute mich sehr über den Besuch Uelis, denn beim Kochen, Essen und Aufräumen, sowie bei einem kleinen Spaziergang im Lauf dieses schönen **Nachmittag** konnten wir „manches“ besprechen. Wir besichtigten ausser der Freizeitanlage „Chrüzacher“ die neuesten baulichen Veränderungen der Stadt Dietikon.

Im umgebauten und vergrösserten Migros erwarb Ueli viele der offiziellen Limmattaler **Abfallsäcke**, die ich kaum benötige, denn alles, was einigermaßen kompostierbar ist, verwerte ich im Garten. Im Ortsmuseum befassten wir uns noch ein Weilchen mit Internet- und Mailproblemen, dann aber fuhr Ueli zurück nach Meilen.

Die Äusserungen Michel de Montaignes sind gelegentlich sprunghaft, widersprüchlich, ziellos. Er sieht die Dinge bald so, bald anders. Er äussert sich z.B. deutlich gegen die Wunder und bewundert andererseits etwas Unerklärliches. Erst beides zusammen ist Montaigne. Die Wahrheit Montaignes ist die Summe seiner Widersprüche.

Ich weiss, dass die **Leser meiner Erlebnisse und Erinnerungen** meist Dringenderes und Wichtigeres zu tun haben, als sich mit dem Gelesenen zu beschäftigen. Trotzdem würde ich mich über eine gelegentliche kurze Reaktion sehr freuen.

Vor Jahren, bei einem **Konzert** des Seniorenorchesters Baden, fügten wir als eine Art „Auflockerung“ einen unserer schönen Kontratänze ins Konzertprogramm ein. Es war recht schwer die benötigten acht Personen unter den Orchestermittgliedern zu rekrutieren. Ausser mir benötigte ich drei Herren und vier Damen, aber ach, beinahe jede Person, die angefragt wurde, brachte eine fadenscheinige Ausrede vor, so dass schliesslich noch zwei oder drei Personen aus der Senioren-Volkstanzgruppe Dietikon beigezogen werden mussten. Die Sache machte aber den Mitwirkenden Spass und fand auch erfreulich gute Zustimmung beim Publikum.

Für eine kommende ähnliche Gelegenheit suchte ich nach einem Tanz, der sich nicht auf der Kreislinie fortbewegt und der mit einer möglichst kleinen Zahl von Tanzenden vorgeführt werden kann, d.h. der möglichst wenig Paare benötigt. Als Dreiertanz käme da z.B. „s'tromt em Babeli“ in Frage.

Dietikon, 8. April 2005

Lieber Käri, lieber Ueli

Die Computerprobleme

Je länger ich pröbelte, umso weniger weit gelangte ich. Am Ende erschien nicht einmal mehr „Google“ auf dem Bildschirm. Schon nach dem ersten Einschalten von „Mail“ oder „Internet“ kam die Mitteilung: „...Ihre Verbindung...Adresse...konnte nicht gefunden werden...“

Da schrieb ich am **Montag, 4. April 2005**, unserem Fachmann einen Brief nach Bergdietikon; ein Mail wie schon einmal konnte ich ihm ja nicht mehr senden, da ich mit dem Komputer nicht weiterkam. Diesen Hilferuf schickte ich morgens vor acht Uhr ab, dummerweise per B-Post.

Am **Dienstag, 5. April**, versammelte sich die Heimatkundekommission abends um 18 Uhr, und ich fragte den Computerfachmann, ob er meinen Brief bekommen habe, in dem ich um Hilfe bat. Dies war nicht der Fall, aber ich erfuhr, dass wir ja noch für 4000 Fr. Weiterbildungsstunden bei Herrn Vogt, dem Lieferanten unseres Systems, zugute hätten, und dieser Herr komme ausgerechnet am Mittwoch, 6. April, ins Museum. Da könnten wir dann alles fragen.

Als dieser Herr Vogt das System am **Mittwoch, 6. April**, um 09.00 Uhr einschaltete, da sah er sogleich, wo der Fehler lag, kroch unter das Pult und veränderte einiges an einem speziellen Kästchen. Wir erörterten drei Stunden lang Datenbankprobleme, und Herr Vogt nahm allerlei Umstellungen und Vereinfachungen vor.

Erst am Mittwochnachmittag wurde schliesslich mein Brief in Bergdietikon im Briefkasten gefunden. Für den Weg von Dietikon nach Bergdietikon hatte er also zweieinhalb Tage gebraucht. Der Kommissionsfachmann schickte mir sofort eine Mail-Antwort ins Ortsmuseum, die ich am **Donnerstag, 7. April** um halb acht Uhr morgens, lesen konnte.

Nach einigen Sätzen folgt das Wesentliche: „.... *Ich bin der Ansicht, dass über den Museums-Mac nichts Persönliches laufen soll. Du weisst inzwischen, dass das Abonnement für den Internet- und den Mailanschluss im Monat rund 50 Franken kostet. Es wäre nicht kollegial, wenn du auf Kosten des Museums und auf den Geräten des Museums deinen privaten Beziehungen nachgehst. Ich frage mich vor allem, wie sich unsere Museums-Kolleginnen und Kollegen dazu stellen. Stell dir vor es würde jedes von uns auf dem Museums Mac noch eine eigene Adresse installieren; dieser Salat. Du bist vielleicht angesichts der Möglichkeiten im Mail-Verkehr etwas übermütig geworden, was ich dir gerne verzeihe; aber eben, man sollte nicht über die Schnur hauen. Ich habe aber nichts gegen einen beschränkten Mail-Verkehr über „**museumdietikon@bluewin.ch**“.* Dann folgen noch einige Sätze zum Schluss der Mailnachricht.

Sogleich schickte ich eine Mailantwort zurück mit dem Inhalt: „Ich habe begriffen und verstanden...“

Ich sende Euch herzliche Grüsse und wünsche Euch alles Liebe und Gute.

Der englische Kontawalzer könnte abgeändert mit nur zwei Paaren und ohne Progression getanzt werden. Noch viel besser geeignet wäre jedoch Ludwig Burkhardts „**Krüzkönig**“ oder mit nur einem Paar der Cardas „**Vengerka**“.

Im Sommer **2003** äusserte ich in einer Orchesterprobe der Präsidentin gegenüber die Idee, in einem kommenden Konzert des Seniorenorchesters Baden als „**Zwischenspiel**“ wieder einmal einen Volkstanz vorzuführen. Es wäre doch für die Besucher des Konzerts spannend, die jüngste Musikantin des Orchesters mit dem ältesten, mehr als neunzig Jahre alten Orchestermittglied bei einem geeigneten Volkstanz zu beobachten. Da die Präsidentin nicht nur einverstanden, sondern vom Gedanken auch begeistert war, brachte ich ihr und dem Dirigenten die Musik von „**Krüzkönig**“ und „**Vengerka**“ auf Tonband.

Die beiden Tonbänder bekam ich nach einiger Zeit wieder zurück. Das Orchester probte fleissig und trat auch mehrmals öffentlich auf. Vom Volkstanz war aber bis zum April **2005** nicht mehr die Rede. Dann aber stand ein Auftritt bevor, in den ein Tanz eingefügt werden konnte. Leider war in der Zwischenzeit ein sehr unangenehmer Schmerz in meinem rechten Knie entstanden. Für den „**Krüzkönig**“ meldeten sich spontan **Lisu Wyss**, Cellistin, **Mathilde Clerc**, Flötistin, und **Godi Kälin**, Violinist, und wir übten erstmals in der Garderobe, während das Orchester im Saal des Kirchgemeindehauses St. Sebastian, Wettingen, Musikstücke probte.

Diese drei „**Volkstänzer**“ gaben sich die grösste Mühe, fanden aber, es wäre gut, wenn sie auch zu meiner Senioren-Volkstanzgruppe nach Dietikon kommen und dort zusätzlich üben könnten. Lisu und der Klarinettist **Albin Leimgruber** kamen tatsächlich am 11. April 2005 nach Dietikon. Wir probten **Krüzkönig** und **Vengerka** und zum Vergnügen noch mehrere weitere Volkstänze. Die Sprünge im Cardas gelingen meinem Knie leider nicht mehr so gut wie früher.

Im Zusammenhang mit meinen Handfertigkeitkursen und mit den von mir geschreinerten und geschnitzten Gegenständen erzählte ich von meines Vaters Schreinerlehre und von allem, was er im Lauf seines Lebens sonst noch alles lernte.

Dieser Bericht wurde offenbar von einer Tochter meiner Schwester gelesen. Sie schrieb mir, was ich von ihrem **Grossvater** erzählte, das habe sie ausserordentlich interessiert, und sie fügt dann noch die Frage bei: „...und was war eigentlich mit der Grossmutter?“, d.h. mit meiner Mutter. Diese **Reaktion** auf meine Texte freute mich sehr. Ich sehe, dass doch hie und da etwas von meinen „**Erinnerungen**“ und „**Erlebnissen**“ tatsächlich auch gelesen wird.

Gerne will ich nun auch von meiner Mutter erzählen, d.h. von „**Wilhelmina Karolina Klenk, geb. Feuchter**“. Sie kam am 11. April 1883 in Heilbronn am Neckar zur Welt, wo sie, „**Mina**“ genannt, ihre Jugend verlebte. In der von mir erstellten Ahnentafel ersieht man, dass sie ihren Vater, der Briefträger war, im Alter von zwölf Jahren, also sehr früh, verlor. Einige Einzelheiten von ihren Eltern und Grosseltern lässt sich aus dem Ausschnitt aus meiner **Ahnentafel** (siehe nächste Seite) entnehmen.

Zu diesen Vorfahren gehört interessanterweise auch **die Familie Stuber**. Durch zwei Frauen aus dieser Familie sind wir auch mit den Familien **Vontobel**, Druckerei, Meilen, und **Jenny**, en-Gros-Teeimport, Zürich-Altstetten, verwandt. In einer Ahnentafel kommt im Gegensatz zu einem Stammbaum zum Ausdruck, dass man mit seiner Mutter ebenso sehr verwandt ist, wie mit seinem Vater.

Auch von meiner Mutter kann ich einiges erzählen, obwohl sie nicht wie mein Vater immer wieder etwas ganz Neues begann. Auch lernte sie nicht wie Vater Carl Klenk mit mehr als 50 Jahren noch Skifahren. Sie betreute gewissenhaft ihre Familie.

<p>2te Frau, Stiefmutter geb. 1837 <u>Christine</u> Friedrich Eberbach, Kaufmann Gmündener</p>	<p>^{Christine} Carolina Eberbach geb. 24. 6. 1850 in Lauffen oo 8. 5. 1877 in Lauffen † 17. 7. 1929 in Heilbronn</p>
<p>2. Frau Anna Rosina Scholer geb. 27. 5. 1814. Beschäftigung in Reinsberg 29. 10. 1843 † 25. 2. 1886</p>	<p>Johanna Feuchter + 26. 6. 1846 in Hohenberg oo 8. 5. 1877 in Lauffen † 19. 8. 1895 in Heilbronn Briefträgerin</p>
<p>Joh. Jg. Feuchter geb. 30. 4. 1809 Bürger von Hagenbach, Schäfer in Hohenberg.</p>	<p>Carolina Stuber geb. in Pfaffenhofen 8. 6. 1854 gut. in Düren 17. 4. 1938. evangelisch</p>
<p>Gottlieb Ermer v. Lienzingen in Pfaffenhofen. evangelisch</p>	<p>Johannes Rlerck geb. in Pfaffenhofen 26. 3. 1853 Wohnort: Düren (Pörgheim) gut. Düren 20. 4. 1920 evangelisch</p>
<p>Johannes Stuber v. Pfaffenhofen in Pfaffenhofen evangelisch Landwirt</p>	<p>Urgroßeltern</p>
<p>Gottlieb Schwab v. Weiler evangelisch</p>	<p>Urgroßeltern</p>
<p>Gottlob Rlerck v. Pfaffenhofen evangelisch Schäfer</p>	<p>Urgroßeltern</p>
<p>Urgroßeltern</p>	<p>Urgroßeltern</p>

vermählt am 10. 8. 1880

8. 5. 1877

<p>Großvater <u>Karl Immanuel Rlerck</u> geb. 10. 5. 1882 in Düren bei Pforzheim. Schreiner- lehre. Später, seit 1900 bei Jenny Altstetter Zürich Kaufmann und Reisender [See-Einzfuhrt]. Mitbegrün- der der Firma Dornobert, Graphische Anstalt, Meilerz. 2. Ehe: 20. 6. 1953 Luise Schmidt † 1. 8. 1964</p> <p>Großeltern</p>	<p>Großmutter <u>Wilhelmina Carolina geb.</u> <u>Feuchter</u> geb. 11. 4. 1883 in Heilbronn am Neckar. oo 28. 9. 1911 in Heilbronn † 5. 1. 1948 in Meilen Vater früh verloren. Haus- haltstellen in Stuttgart, Erzge- birge. - Nach Verheiratung: Zurich (Selmastr.) + Meilen (Seestr. 500) später Hürnen. Magen senkung. Augenleiden es. operiert. Gasauge, Atemnot (Lungen- verknöcherung) Herzleiden. St. h. frohmü- tig, äusserst bescheiden. Gestalt Fam. leben</p>
---	--

Mina Klenk, geb. Feuchter, verbrachte, zusammen mit ihrer Mutter und ihren Brüdern, Ernst, Ludwig und Karl die „vaterlosen“ Jugendjahre in Heilbronn a.N. Ich weiss nicht, wie sie ihr Leben gestalteten. **Ernst** war Gold- und Silberschmied, übernahm aber später mitten in **Heilbronn** das „Jugendheim“, eine **grosse Speisewirtschaft**, mit Bier- und Weinausschank. Im riesengrossen Keller befanden sich die Fässer mit den Getränken und drei Meter hohe Berge von Kartoffeln. Ich erinnere mich, dass ich hier mit Cousin Ernst tagelang diese Kartoffeln entkeimte.

Onkel Ernst spielte **Trompete**. Auf Spaziergängen in der Gegend von Heilbronn kannte er genau die Stellen, wo er mit seinem Instrument ein wunderschönes **Echo** erzeugen konnte, und jeden Sonntagmorgen stieg er hinauf auf den **Turm der Kilianskirche**, um von dort seine Morgenmusik über die Stadt erschallen zu lassen. Er dirigierte auch einen **Chor**. Ausserdem war er ein **Bastler**, der vielerlei Dinge selber anfertigen konnte. Einst, vor Weihnachten, als er mit der Laubsäge beschäftigt war, fragte ich ihn, was er denn da herstelle. Da er mir das Geheimnis nicht verraten durfte, antwortete er: „Des gibt Hirnkaschterädle.“

Onkel Ludwig wurde Inhaber einer grossen Farbenfabrik, in der auch **Onkel Karl** arbeitete. Während Ludwig in einer Villa oben am Rand der **Stadt Ulm** wohnte, war Karls Familie in der Fabrik, mitten in der Stadt untergebracht, was zur Folge hatte, dass er bei einem Bombenangriff auf Ulm und die Fabrik all sein Hab und Gut verlor. Lange wohnte er mit Tante Mina ausserhalb der Stadt in seinem Gartenhäuschen. Wir schickten ihm durchs schweizerische Arbeiterhilfswerk einen Tisch, zwei Stühle und zwei Betten.

Auch **meine Mutter Mina**, von der wir ja in erster Linie berichten wollen, war offensichtlich musikalisch begabt. Sie besuchte in Heilbronn die Singproben eines Töchterchors. Dann aber, als sie aus der obligatorischen Schulpflicht entlassen und älter geworden war, reiste sie als **Haushalthilfe** in die Fremde, nach **Chemnitz**. Diese Stadt heisst heute Karl-Marx-Stadt. Sie befindet sich südöstlich von Leipzig und nördlich des Erzgebirges.

Meine Mutter erzählte gelegentlich von der noblen Chemnitzer Familie, in der für die Herrschaft „drinnen“, dh. in der guten Stube, anders und besser gekocht wurde als fürs Dienst-Personal „draussen“ in der Küche. Leider schilderte sie die Erlebnisse ihrer Jugendzeit meist meiner Schwester, die wir ja nicht mehr befragen können.

Mein Vater und meine Mutter waren wahrscheinlich durch die Verwandtschaft „verkuppelt“ worden, was die eigenartige „doppelte“ Verwandtschaft erklärt, von der mir einst meine Schwester Martha ausführlich erzählte. Seit etwa 1900 arbeitete mein Vater in der Schweiz, wohnte zuerst mit Mina an der **Selnaustrasse in Zürich**. Ich kam aber in **Meilen** zur Welt, wo mein Vater mit Heinrich Vontobel eine eigene Druckerei-Firma gegründet hatte.

Der Erste Weltkrieg machte dem jungen Eheglück meiner Eltern schon nach kurzer Zeit ein jähes Ende. Die Amerikaner hatten herausgefunden, dass die Druckerei in Meilen, mit der sie in enger Geschäftsbeziehung standen, zur Hälfte einem Deutschen, meinem Vater, gehörte. Die Firma ging daher notgedrungen ganz an Heinrich Vontobel über. Unser Geld blieb aber weiter im Betrieb und in einem ergreifenden Brief schreibt „Onkel“ Heinrich Vontobel meinem Vater: „...trotz der Umstrukturierung bleibt zwischen uns beiden alles genau so, wie es immer war....“

Der Erste **Weltkrieg** brachte der erst drei Jahre verheirateten Mina, meiner Mutter, schwere Sorgen. Sie war zu Carl Klenk nach Zürich umgezogen, hatte mich im Sommer 1912 zur Welt gebracht, und meine Schwester sollte im Sommer 1915 folgen. Die Druckereifirma war in Meilen eingerichtet worden, und nun wurde Minas Ehemann von der deutschen Wehrmacht eingezogen und an die Front geschickt.

Wie sollte unsere Mutter, allein, ohne Einkommen und mit zwei kleinen Kindern in der für sie noch fremden Schweiz leben? Sie kehrte mit uns Kindern zu ihrer Mutter ins kriegsgebeutelte Deutschland zurück.

Meine Mutter Mina erlebte ich erstmals bewusst während des ersten Weltkriegs in Heilbronn, als ich etwa drei Jahre alt war. Wir spazierten mit der Grossmutter in den Wald zu einer Stelle die „**Köpfler**“ hiess. Dort war für die Erwachsenen ein Bänklein und für mich ein Bächlein, in dem ich meine Schifflein schwimmen lassen durfte.

Ich vermute, dass die Erwachsenen hungerten, wovon wir Kinder aber gar nichts bemerkten. Wir bekamen stets genug zu essen. Mit einem Ausweis und einer Dreiliterkanne durfte ich jeden Abend in der Molkerei für die ganze siebenköpfige Familie einen halben Liter Milch einkaufen. Im Garten pflückte ich mit der Grossmutter sorgfältig jede Beere, und was daraus zubereitet wurde, das bekamen ganz selbstverständlich wir Kinder.

Meine Mutter arbeitete von morgens bis abends in der Stube fleissig an der **Nähmaschine**, die mit den Füßen angetrieben wurde. Wahrscheinlich führte sie gegen Bezahlung Arbeiten für irgendwelche Leute aus. Mich jedoch interessierte vor allem der Transmissionsmechanismus. Die Erwachsenen sorgten stets dafür, dass wir Kinder den Krieg nicht so sehr als Bedrohung erlebten.

Eines Tages besuchten wir sogar im **Stadttheater** Heilbronn zusammen mit den Erwachsenen die Kindervorstellung „**Achenbrödel**“. Wie war ich doch verwundert, als tatsächlich die Tauben hereinfliegen und dem armen Mädchen beim Erlesen der Erbsen oder Bohnen halfen. Vorn rechts stand ein Scheitstock mit einem Beil darauf, das sich ganz plötzlich selbständig machte und für das arme Aschenbrödel Holz hackte, ohne dass ein Mensch in der Nähe gewesen wäre. Auch das Geschirr und die Pfannen arbeiteten ganz von selbst, Ein „Wunder“ nach dem andern passierte, das arme Mädchen bekam am Schluss sogar goldene Schuhe und wurde tanzend in den prächtigen Saal des Königs aufgenommen.

Ich war damals ein Drittklässler und wunderte mich sehr, wie das Theater so unwahrscheinliche Vorgänge darstellen konnte. Dieses grosse **Kindheitserlebnis** beschrieb ich erstmals ausführlich im Konfirmandenunterricht in Meilen, als Pfarrer Oskar Frei, der Hugenottenkenner und spätere Kirchenratssekretär des Kantons Zürich, von uns einen schriftlichen „**Lebenslauf**“ verlangte. Meine etwa fünfzehn Jahre alten Schulkameradinnen und Kameraden wussten begrifflicher Weise nicht so viel zu berichten wie ich. Sie waren in Meilen zur Welt gekommen, hatten hier die Schule besucht und befassten sich nun mit der Berufswahl.

Ich jedoch schilderte meine ersten **Erlebnisse** im Kindergarten und in der Knaben-Mittelschule von Heilbronn, unsere Freizeit beim Baden im Neckarfluss, die eigenartigen Kriegs-Fahrräder ohne Luftschläuche, sondern mit rund herum aufmontierten Spiralfedern, welche Steine nach hinten spickten.

Wenn **Flugzeuge** auftauchten, erschallte Alarm. Wir Kinder jedoch rannten alsdann hinaus auf die Strasse, um das wirklich existierende Wunder zu sehen. So etwas war damals ganz neu. Wir in der „Rosenau“ Heilbronn kannten auch den elektrischen Strom noch nicht, beleuchteten im Winter die Wohnstube mit der Petrollampe, später mit Leuchtgas, das ein äusserst zerbrechliches, „Strumpf“ genanntes, Gewebe zum Glühen brachte.

Diesen, meinen **Lebenslauf** bekam ich leider nicht zurück. Es wäre heute interessant zu lesen, was ich vor achtzig Jahren auf vielen Seiten über das Leben während des Kriegs in Deutschland ohne Vater und bei der Grossmutter niederschrieb.

Wir wohnten mit Tante Mina und Cousin Ernst eng beieinander in einem kleinen Arbeiterhäuschen an der „**Rosenu**“, einer Sackgasse am Rande der Stadt. Zu jedem Häuschen gehörte ein kleiner Garten, aus dem wir Gemüse und Beeren bezogen.

In Heilbronn erhebt sich in der Nähe des Neckarflusses auch ein runder Turm, der „**Mehlsack**“, den Mutter allein mit mir bestieg, um mir die Aussicht zu zeigen. Ich erinnere mich auch sehr gut an den **Kindergarten**, den ich in einem riesengrossen Schulhaus besuchte und an **die ersten zweieinhalb Schuljahre** bei Lehrer Hafner in der Knaben-Mittelschule.

Wenn ich mit dem **Griffel** meine Hausaufgaben, Sätze und Rechnungen, auf die **Schiefertafel** kritzelte und kratzte, dann setzte sich meine Mutter neben mich. Da konnte es leicht passieren, dass ich mit meinem harten Schreibwerkzeug einmal ausrutschte und mit der zackigen Frakturschrift zu weit hinauf oder hinunter fuhr. Dann stiess meine Mutter einen giftigen **Schrei** aus, der mich gewaltig erschreckte, so dass ich mich stets bemühte alles sorgfältig, korrekt und fehlerlos zu schreiben.

Als einst Lehrer Hafner fand, meine Tafel sei zu stark zerkratzt, da gab er mir seinen **Bimsstein** mit nach Hause, damit meine Mutter vorn und hinten mit viel Wasser die Schreibflächen wieder glattschleifen konnte. Dabei zerbrach leider des Lehrers wertvoller Stein, und voller Angst weigerte ich mich, weiterhin zur Schule zu gehen. Doch Mutter fasste mich bei der Hand, sagte, sie sei ja schuld, und sie begleitete mich in die Schule.

Dort entschuldigte sie sich bei Lehrer Hafner und wollte ihm den Stein bezahlen. Der aber lachte frei heraus und sagte, sein Stein sei ja nur noch einen Zentimeter dick gewesen. Es sei doch ganz natürlich und normal, dass er dann durch die Abnutzung gelegentlich entzweibreche. Ich konnte erleichtert aufatmen und hörte deutlich, wie auch meiner Mutter ein grosser Stein vom Herzen fiel.

Da wir die **Schulferien** meist auf dem Land, bei Vaters Verwandten in Dürrn verbrachten, machte sich in Heilbronn einst meine kleine Schwester Martha, die etwa anderthalbjährig kaum recht gehen konnte, auf den Weg durch die Stadt, über die Brücke Richtung Bahnhof. Offenbar wollte sie ganz allein in die Ferien reisen. Ich kann mir gut die **Aufregung und Angst** unserer Mutter vorstellen, als die Kleine verschwunden war und die grosse, erlösende **Freude**, als sie die Durchbrennerin auf dem Polizeiposten wieder abholen konnte.

Die allereindrücklichsten Erlebnisse gemeinsam mit meiner Mutter erlebte ich auf dem Land in Dürrn bei Pforzheim. Die schrieb ich zehn Jahre später für Pfarrer Oskar Frei am Ende des Konfirmandenunterrichts nieder. Im Dörfchen Dürrn bei den Verwandten meines Vaters, erlebte ich den **Grossbrand** eines Nachbarhauses, stürzte beim Turnen am Geländer in den schmutzigen Dorfbach, beim Spiel schlug mir ein Junge beinahe **das rechte Auge** aus. Mein Stirnknochen hat heute noch eine gut fühlbare Einbuchtung. Niemand kam auf die Idee, mit mir zum Arzt zu gehen. Im Zug zurück nach Heilbronn musste ich mit einem grossen Blumenstrauss mein hässlich zugerichtetes, rot und blau verfärbtes Gesicht verdecken.

All dies geschah während des Kriegs, als unser Vater sowohl im Westen, als auch im Osten an der Front weilte. Im Anschluss an einen Aufenthalt im **Lazarett**, bekam glücklicherweise der **Soldat Carl Klenk** einige Tage Urlaub, die er bei seinen Leuten in Dürrn verbrachte. Auch ich sah mit Mutter und Schwester endlich wieder einmal den schneidigen Vater, der eine schöne Uniform trug, mit Tornister, Bajonett und Langgewehr ausgerüstet war. Allertiefsten Eindruck machte mir vor allem **Vaters Abschied von der Mutter**, als er wieder einrücken musste. Diese Szene beschrieb ich besonders ausführlich im Lebenslauf für Pfarrer Frei.

Meine stimmungsvolle Schilderung des für alle Beteiligten herzerreissenden Vorgangs veranlasste Pfarrer Frei, meine Eltern persönlich auf der Hürnen in Meilen aufzusuchen. Er wusste natürlich, dass ich das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium besuchte und meinte, ich sie nicht in der richtigen Mittelschule. Er riet mir und meinen Eltern, meine weitere Ausbildung nach der Matur zu überdenken. Seiner Meinung nach gehörte ich nicht an die ETH, sondern an die Uni, um dort Sprachen, Geschichte, Kunstgeschichte oder Philosophie zu studieren. Und in der Tat, ich empfand nach bestandener Maturitätsprüfung meine bisherige Ausbildung als sehr einseitig mathematisch und trat bewusst an die Universität Zürich über.

Meine **Schilderung von Vaters Abschied** nach dem kurzen Urlaub hatte den Pfarrer offensichtlich sehr stark beeindruckt. Es war damals an einem stürmischen Herbstabend, und in schwarzen Wolken drohte ein Gewitter, als sich Soldat Klenk zum Wiedereintrücken auf den Weg machen musste. Da Dürrn weit abseits von allen Bahnlinien gelegen ist, stand ihm bis zur nächsten Bahnstation eine ziemlich weite Wanderung bevor, und als er sich von uns verabschieden wollte, da beharrte meine Mutter darauf, ihn trotz des drohenden Gewitters zusammen mit mir noch ein Stück weit begleiten zu dürfen.

Auf einem Feldweg wanderten wir gegen einen grossen **Wald**, bei dem sich Vater wegen des drohenden Gewitters erneut von uns beiden verabschieden wollte. Eine von Tränen begleitete Diskussion meiner Eltern erreichte aber, dass Mutter und ich noch durch das Gehölz hindurch mitgehen durften, und zwar bis dorthin, wo das Strässchen den Wald bei einer grossen **Eiche** wieder verlässt. Uns war deutlich bewusst, dass Vater in einen „richtigen Krieg“ einrückte, aus dem er vielleicht gar nicht mehr zurückkehren würde.

Während wir traurig dahinwanderten, rauschte der Sturm gewaltig in den krachenden Baumkronen. Jedesmal, wenn meine Mutter etwas sagte und dabei weinte, brach auch ich erneut in Tränen aus, und ich stand fassungslos dabei, als meine Eltern sich bei der Eiche zum letzten Mal lange schluchzend umarmten. Dann winkten wir dem immer wieder zurückblickenden Vater nach, bis er schliesslich langsam hinter einem Hügelzug verschwand.

Als wir den Rückweg nach Dürrn antraten, begann es plötzlich ganz gewaltig und in unmittelbarer Nähe zu blitzen und zu donnern, und dabei prasselte der **Regen** auf die Bäume nieder, die uns vor der ersten Nässe schützten. Erst als wir dann aufs freie Feld hinaustraten, wurden wir gründlich nass. Ich durfte zwar beim Zurückkeilen unter Mutters Rock schlüpfen. Ganz durchnässt kamen wir zu Vaters Schwester Karoline und zu seinem Schwager Karl Barth zurück.

Als schliesslich **1918** der Krieg zu Ende war, sahen wir unsern Vater nur kurz in Heilbronn. Er hatte den Krieg glücklicherweise ohne weitere Verletzungen überstanden und kehrte sofort wieder zu seiner Arbeit in die Schweiz zurück, während wir, Mutter Mina, ich und meine inzwischen drei Jahre alt gewordene Schwester, noch länger bei der Grossmutter blieben. Vater wollte unsere Rückkehr in der Schweiz vorbereiten und für die ganze Familie in Meilen eine geeignete Wohnung suchen.

Unsere **Reise** mit dem Dampfbzug in die ferne Schweiz dauerte einen ganzen Tag und war wegen der peinlichen **Leibesvisitation**, der Pass- und Gepäckkontrolle an der Grenze für uns ein grosses Abenteuer. Unsere Mutter besass mit uns Kindern einen gemeinsamen Pass mit Gruppenfoto. Wegen des gelegentlich durch die offenen Wagenfenster hereindringenden Rauchs der Lokomotive war alles russbeschmutzt. Wir Kinder jedenfalls hatten bald, weil wir alles Mögliche berührten, schwarzbesudelte Hände und Gesichter, die von unserer Mutter immer wieder gereinigt werden mussten. Endlich gelangten wir bei Schaffhausen in der Schweiz.

Hier kam uns alles viel gemütlicher, sauberer und sonniger vor als im armen und besiegt darniederliegenden Deutschland. Freundlicherweise blieb der schweizerische Zug sogar an der Stelle, von der aus man den **Rheinfall** sehen konnte, ein Weilchen stehen, so dass der imposante Wasserfall von den Reisenden in aller Ruhe besichtigt werden konnte. Müde aber glücklich trafen wir schliesslich im Hauptbahnhof Zürich ein, wo Vater uns erwartete.

Nach einer herzlichen Begrüssung auf dem Bahnsteig schleppten wir unser Gepäck zu Fuss die Bahnhofstrasse hinauf bis zum See, wo uns Onkel Heinrich Vontobel mit seinem **Ruderboot** erwartete. Bei herrlich schönem Wetter ruderten uns die beiden Männer im Glanz der Abendsonne nach Meilen. Sie tauschten abwechselungsweise Steh- und Sitzrunder, und, obwohl wir sehr müde waren, bestaunten wir die schöne Schweiz, die uns wie ein Paradies vorkam.

Den allergrössten **Freudenjubiläum** meiner Mutter hörte ich aber erst am folgenden Morgen. Sie war vom dritten Stockwerk des Hauses an der Seestrasse, wo wir jetzt ja wohnten, zum „Milchmann“ hinuntergerannt, um Milch einzukaufen. Sie war übergücklich und konnte nicht begreifen, dass man hier in der Schweiz so viel Milch beziehen konnte, wie man wollte.

Unsere **Mutter jubelte und sang** den ganzen Tag bei ihrer Hausarbeit. Der Krieg, der ihr jahrelang nur Sorgen und Ängste beschert hatte, war nun vorbei, und weil ihre Familie endlich vollständig und glücklich in der sicheren Schweiz vereinigt war, blühte Mutter Mina richtig auf. Sie erinnerte sich wieder an die Operettenlieder, die sie in ihren Jungmädchenjahren im Heibronner Töchterchor gelernt hatte. Ich höre sie noch heute, nach mehr als achtzig Jahren, jubelnd singen: „**Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist...**“ und allerlei Ähnliches.

In Meilen trat ich mitten im Schuljahr in die dritte Primarklasse von Herrn **Alfred Egli** ein, der im vierten Quartal des Schuljahrs von **Anna Falk** vertreten wurde. Eine vierte, eine fünfte und eine sechste Klasse befanden sich im gleichen Zimmer bei Herrn **Oskar Vögelin**, der eine der drei Klassen unterrichtete, während die beiden andern „still beschäftigt“ waren.

Dieses Schulsystem gefiel mir ausserordentlich gut. Während ich in der vierten Klasse schriftlich arbeitete, verfolgte ich gleichzeitig gespannt auch den Stoff, den der Lehrer mit den nächsthöheren Klassen behandelte. Und als ich dann später selber in einer der folgenden Klassen sass, lernte ich leicht all das, was ich schon provisorisch kannte, und andererseits konnte ich mit den untern Klassen laufend repetieren und festigen, was ich vielleicht zum Teil wieder vergessen hatte.

Zwei Jahre lang besuchte ich anschliessend die Sekundarschule bei den Herren **Stelzer** und **Ess**. Dann trat ich ins „Mathematisch-naturwissenschaftliche **Gymnasium**“ über, das damals noch **Industrieschule** und später **Oberrealschule** hiess.

All die Jahre besorgte unsere Mutter sorgfältig und gründlich den Haushalt. Beinahe jeden Sonntagnachmittag spazierte die ganze Familie am Pfannenstiel. Gelegentlich unternahmen wir aber auch einen grösseren Ausflug, wanderten miteinander auf den **Etzel** oder bestiegen mit Vontobels den **Rigi**. Auch Konzerte, Vorträge und Veranstaltungen aller Art besuchten wir miteinander. In grossen Mappen, die ich an einer bestimmten Adresse abholen musste, liess die berühmte „Mitwochesgesellschaft Meilen“ allerlei Zeitschriften zirkulieren.

Doch ach, auch dieser glückliche Zustand der Familie dauerte nicht ewig. Unsere Mutter wurde nach und nach immer stiller. Oft setzte sie sich ans Fenster und las in einem Buch oder in einer der Zeitschriften aus der Zirkulationsmappe. Nach den Mahlzeiten legte sie sich aufs Sofa und es war die Rede von **Magensenkung**.

Mehrere ihrer **Zähne** begannen zu wackeln, und da sie nicht besonders stark schmerzten, wurden sie leider nie behandelt. Heute weiss man aber, dass sich wahrscheinlich **Eiterherde**, sogenannte Granulome, an den Zahnwurzeln befanden, die auch andernorts in Mutters Körper den **Gesundheitszustand** verschlechterten.

Ich weiss nicht, weshalb sie eine kurze Zeit im Spital Horgen verbringen musste. Eines ihrer Augen wurde eines Tages durch ein **Glasauge** ersetzt, und zur Auswahl der definitiven Augenprothese bat sie mich, sie nach Zürich zu begleiten. Einmal im Jahr kam nämlich ein ausländischer Vertreter mit mehreren hundert Glasaugen nach Zürich, wo wir in einem Lokal ganz in der Nähe des Hauptbahnhofs das gesunde Auge mit den in Frage kommenden Kunstaugen vergleichen konnten.

Man stellt sich ein Glasauge fälschlicherweise kugelförmig vor. Es handelt sich aber eher um eine kunstvoll gewölbte **Platte**. Mit der Hilfe des Vertreters fanden wir in der Tat ein Glasauge das ganz genau so aussah wie Mutters gesundes Auge. Sie trug es jahrelang, bis zu ihrem Ableben am 5. Januar 1948. Niemand bemerkte, dass eines ihrer Augen ein künstliches war.

Mutter erlebte aber nicht nur Krankheiten. Sie war auch glücklich dabei, als sowohl ihre Tochter Martha als auch ich heirateten. Sie freute sich an eintreffenden Enkelkindern und half beim Hausbau auf der Hürnen. Obwohl sie mit den Jahren stiller und ernster wurde, setzte sie sich immer mit ihrer ganzen Kraft für ihre Familie ein.

Doch die **Beschwerden** meiner Mutter nahmen mit den Jahren zu. Es waren dies Atemnot und Herzklopfen schon bei der kleinsten Wanderung, besonders, wenn der Weg bergaufwärts führte. Auch war sie in den letzten Jahren ihres Lebens sehr mager.

Als ich in der Weihnachtszeit 1947 zu Besuch in Meilen war, erlebten wir ein trauriges Fest, denn meine Mutter lag krank im Bett, und sie redete vom Sterben. Sie sagte ganz nebenbei zu meiner Schwester: „Die weissen Strümpfe dort im Schrank, die könnt ihr mir anziehen, wenn ich dann gestorben bin.“

Vom **Lehrerskilager** über Neujahr 1948 in den Flumserbergen wollte ich mich wegen Mutters Krankheit wieder abmelden, doch sie meinte, ich solle keine Rücksicht auf sie nehmen und ruhig dem Nebel des Unterlands entfliehen. Schon nach wenigen Tagen im Hotel traf aber spät abends ein **Telefonanruf** für mich ein. Vater Klenk berichtete mir, der Mutter gehe es gar nicht gut, ich solle sofort heimkommen.

Aus der Art, wie mein Vater dies sagte, musste ich schliessen, dass Mutter wahrscheinlich schon gestorben war. Ich packte sofort meine Sachen zusammen und raste auf meinen Skiern im Morgengrauen nach Flums hinunter, um mit dem ersten Zug heimzureisen...und ich hatte richtig vermutet.

In Meilen gab es nun einiges zu organisieren, all das, was ein **Todesfall** mit sich bringt. Es war damals noch Sitte, dass die Nachbarn den Sarg aus dem Haus hinaustragen. Dann wanderte ich mit meinem Vater unmittelbar hinter dem schwarzen Leichenwagen über die Hürnen und hinunter zur Kirche am See. Während der Abdankung wurde die Verstorbene im ziemlich weit entfernten Friedhof beerdigt. Es fiel mir auf, dass mein Vater sowohl dem Führer des Leichenwagens, als auch dem Siegrist und dem Friedhofgärtner ein grosses Trinkgeld in die Hand drückte.

Im gleichen Grab bestatteten wie sechzehn Jahre später auch die Urne mit Vaters Asche.

Damit wäre, wie es gewünscht worden war, einiges aus dem Leben meiner Mutter erzählt. Ich kann nur mit grosser Bewunderung an sie denken, denn sie schenkte ihre ganze Kraft und ihre ganze Liebe ihrer Familie.

Es ist mir klar, dass ich meine „**Erlebnisse**“ und „**Erinnerungen**“ in erster Linie für mich selber aufschrieb. Nicht jeder Leser kann sich dafür interessieren. Glücklicherweise besitzt aber jeder einen Korb für Altpapier.

Aus den vielen schmerzlichen Kriegserlebnissen meiner Eltern, erklärt sich der Wunsch meines Vaters, möglichst bald mit seiner Familie in der Schweiz eingebürgert zu werden. Das war gar nicht so einfach, obwohl er schon seit 1900 in Zürich und bald nachher in Meilen arbeitete.

Der Sprache meiner Eltern, ihrem „Schweizerdeutsch“, haftete lebenslänglich etwas leicht „Schwäbisches“ an. **Die Muttersprache** lässt sich eben nicht ausziehen wie ein Kleidungsstück. Vater Klenk gab sich aber die allergrösste Mühe, in der Gemeinde bekannt und beliebt zu werden.

Obwohl er viel lieber bei uns zu Hause geblieben wäre oder in seiner Werkstatt etwas gebastelt hätte, begab er sich jede Woche einmal ins „Lämmli“ oder ins „Blumenthal“ und suchte mit den Einheimischen in Kontakt zu kommen. Ich vermute, dass er ihnen bewusst machte, wie glücklich sich die vom Krieg verschonten Schweizer schätzen können, und er liess sich auch in **die Kunst des Jassens** einführen. Zu Hause spielte er viel lieber Schach mit mir. Ich glaube nicht, dass er viel von seinen Kriegserlebnissen erzählte. Er schaute viel lieber zielgerichtet in die Zukunft, berichtete auch uns nicht sehr viel vom Krieg, den er am liebsten vergessen hätte.

Ich erinnere mich nur an ein einziges **Kriegserlebnis**, das uns Vater einst erzählte. Seine Kompanie sei vom Feind ganz unerwartet stark beschossen worden, und er habe sich hinter einige da liegende Baumstämme in Deckung geflüchtet. Ein ganz junger Soldat seiner Gruppe sei zitternd, jammernd und tränenüberströmt zu ihm hergekrochen und mitten **im Trommelfeuer** habe er den Jungen getröstet und ihm erklärt, weinen und jammern ändere rein nichts an einer Situation, sei daher ganz überflüssig. Er solle lieber einen klaren Kopf bewahren und überlegen, wie man am besten der Gefahr entkommen könnte.

Um in Meilen bekannt zu werden, trat unsere Familie auch verschiedenen Vereinen bei. Wir besuchten gemeinsam Generalversammlungen mit Unterhaltungs-Abenden, sowie interessante Lichtbildervorträge und Konzerte. Im „Blumenthal“ z.B. sang einst der damals bekannte Musiker und Komponist **Roelli** lustige Lieder zur Laute, und in der Kirche führte Universitätsprofessor **Albert Heim** zeitraffende Filme von Pflanzen vor.

Jeden Tag zur gleichen Zeit hatte er den mit einer Glasplatte bedeckten Blumentopf fotografiert und führte uns nun in wenigen **Sekunden** vor, wie im Topf eine Pflanze, eine Tulpe oder Narzisse, in die Höhe schoss und mit Wucht die Glasplatte vom Topf herabschleuderte.

Ich erinnere mich auch deutlich, an den Tag, an dem verschiedene Amtspersonen, wahrscheinlich der damalige Herr **Gemeindepräsident** mit einigen Gemeinderäten und Funktionären der **Fremdenpolizei**, in der Schule aufkreuzten und sich bei meinen Lehrer nach mir und meiner Schwester erkundigten. Als Lehrer Vögelin im Gang draussen eine Weile mit den Herren verhandelt hatte, wurde ich aus dem Schulzimmer herausgeholt und der Delegation vorgestellt.

Wenn ich in meine Primarschulzeugnisse blicke, kann ich vermuten, dass der Klassenlehrer nur Gutes von mir und unserer Familie zu erzählen wusste.

Endlich, fünf Jahre nach Kriegsende, bekamen wir eine wunderschöne farbig gestaltete **Urkunde**, die bezeugt, dass wir von der Gemeinde Meilen ins Bürgerrecht aufgenommen, vom Kanton Zürich und vom Bund als Schweizer anerkannt wurden. Im Gegensatz zu „Zufalls-Schweizern“, waren wir bewusst in diesen Staat eingetreten.

Der **Garten des Ortsmuseums** Dietikon wurde in den letzten Monaten umgestaltet. Die zu gross gewordenen Kastanienbäume, sowie die hohen Haselnussstauden wurden entfernt, leider auch der eigenartige Judasbaum = **Cercis siliquastrum**, dessen purpurrote Blüten direkt aus dem Stamm und aus den dicken Zweigen herauswachsen.

Von diesem etwas fremdländischen Baum hatten wir vor vielen Jahren in der Zeitung gelesen. Es war von ihm berichtet worden, dass er schön blühend in Baden an der XY-Strasse besichtigt werden könne. Da unsere Buben noch im Schulalter waren, reisten wir extra mit ihnen nach Baden um das eigenartige Gewächs zu betrachten. Erst viel später entdeckten wir, dass sich ja auch beim Ortsmuseum Dietikon, also ganz in unserer Nähe, ein Judasbaum befand.

An der nordöstlichen Ecke des schönen Museumparks befindet sich ein wunderschöner, ausgewachsener, gut fünf Meter hoher **Amelanchier** = Felsenbirne oder Schneemispel. Von diesen Mispelbüschen kommen in unserer Gegend drei sehr ähnliche Arten vor: *A. ovalis*, *A. canadensis* und *A. laevis*. Sie werden offenbar von einer Gärtnerei mit Vorliebe verbreitet.

Diese **Felsenmispel** wächst wild in den Felsen des Gebirges. Auch bei meinem Gartentörchen an der Holzmatte wurde eine Felsenmispel gepflanzt und von mir jedes Jahr zurückgeschnitten. Dieser aussergewöhnlich schöne, laubabwerfende Strauch blüht schneeweiss im Frühling, bevor die hellgrünen Blätter erscheinen, und im Sommer ist er voll dunkler Früchte, die essbar sind und wie Heidelbeeren aussehen. Im Herbst ist diese Mispel mit ihren goldgelben Blättern zum vierten Mal im Jahr sehr schön.

Eine lange Reihe solcher Sträucher stand einst beim **Luberzenschulhaus** in Dietikon, und als die gesunden, vitaminreichen Früchtchen reif waren, sagte ich zu Kollege Stauber, der dort unterrichtete, er solle doch seinen Schülern erlauben, diese wohlschmeckenden „Beeren“ zu essen. Dann aber wurde Stauber pensioniert und der neue Abwart sägte alle diese Büsche bodeneben ab, weil er irrtümlicherweise glaubte, die Früchtchen seien giftig.

An der südöstlichen Ecke des zum Museum gehörenden Gartens steht eine mächtige **Rotbuche**, und neben dem Museumseingang erhebt sich ^{eine} **Birke**. Leider sind die beiden Zwetschgenbäume, die vom ursprünglichen Besitzer der Villa, von Herrn Strohmeier, gepflanzt worden waren, längst verschwunden.

Ein zerfallenes Mäuerchen wurde erneuert, das Bassin aufgefüllt. Ausserdem führt neuerdings eine Treppe hinauf gegen den Turnplatz und die Gewerbeschule. Auf die Gestaltung dieser Parkanlage hat die Kommission für Heimatkunde, die sich mit der Einrichtung der Strohmeier-Villa und den Ausstellungen befasst, keinen Einfluss.

Im letzten Winter wurden von Gemeindearbeitern zwei weitere Sträucher gepflanzt: **Chimonanthus praecox** = Winterblüte, und **Exochorda macrantha**, „**The Bride**“ = Prachtspiere. Der zuerstgenannte Strauch ist nicht ganz winterhart und friert gelegentlich zurück. Winterschutz ist aber nicht sinnvoll, man könnte ja alsdann die Blüten nicht sehen, die er nach einigen Jahren trägt. Der zweite Strauch, die Prachtspiere, wächst auch in meinem Garten und wird mehrere Meter hoch. (Auch die vielen verschiedenen Arten der **Astilbe** werden „Prachtspiere“ genannt, diese werden aber nie höher als 90 cm).

Da wir **Sonnenschirme** angeschafft haben, können bei schönem Wetter Sitzungen aller Art im Park durchgeführt werden. Normalerweise stehen aber nur die lustigen und riesengrossen **Betonstühle des Künstlers Bruno Weber** vor der Villa.

25.04.05. Karl Klenk

Walter Unterfinger zeigte am Dienstagnachmittag (12. April 2005), den über 200 anwesenden Seniorinnen und Senioren Dietikons im Stadthausaal seine Lichtbilder, die er von einer 1300 Kilometer langen Reise durchs **Hochland von Tibet** heimbrachte. Wir sahen viele grosse und kleine Klöster, und viele Garnisons-Siedlungen der Chinesen, die wegen der Bodenschätze das Hochland eroberten.

Offenbar sterilisierten und dezimierten sie die Tibeter, die den heiligen Berg **Kailash** verehren, der nicht bestiegen werden darf. (Siehe Text auf der Rückseite diese Blattes).

Am Samstagabend (16. April 2005, um 19. 00 Uhr), präsentierte Dietikons **Musikschule** ihr Jahreskonzert im Stadthausaal. Ich begab mich frühzeitig hin, um vielleicht die kleine Tanja mit meiner Dreiviertelsgeige spielen zu sehen. Da sehr viele Musikschülerinnen und Musikschüler am Konzert mitwirkten, und wahrscheinlich alle ihre Familien eingeladen hatten, war sowohl der grosse Saal als auch die Tribüne voll besetzt.

Und in der Tat, **Tanja** durfte neben einer zweiten Violinistin stehend mit einem Pizzicato und auch streichend in einem Stück des Schülerorchesters mitwirken. Am Ende des grossen Konzerts konnte ich die an der Türe des Konzertsaals stehende Tanja kurz begrüßen.

Die Berichterstattung von Christian Murer, die zwei Tage später in der Zeitung zu lesen war, steht auf Seite 2590.

Zum „Freiwilligentreffen“ Pro Senectute, Kanton Zürich war ich auf Donnerstag, 21. April 2005, ins **Stürmeierhuus**, Schlieren eingeladen. Um zwölf Uhr fünfundvierzig marschierte ich in Dietikon los und erreichte rechtzeitig den Tagungsort, wo die Verhandlungen und Vorträge um zwei Uhr begannen. Der Marsch, d.h. die Bewegung in frischer Luft, soll ja gesundheitsfördernd sein, weshalb ich zwischen sechs und sieben Uhr abends auch wieder zurückmarschierte.

Die „Freiwilligen“, d.h. die Ortsvertreter, die Steuerberater, die Sportleiter und die Freiwilligen des Treuhanddienstes und der Klassenhilfe, fanden ihre Plätze gemeindeweise an hübsch dekorierten Tischen. Von Dietikon waren sechs Persönlichkeiten anwesend, alles Frauen, von denen ich keine einzige kannte.

Ein erster Zweck dieses Treffens war, die in der „Altersarbeit“ tätigen Leute miteinander bekannt zu machen, sowie die Bezirks- und Kantonsfunktionärinnen vorzustellen.

Für den Kanton Zürich ist **Frau Christine Kaiser-Oklé** zuständig, Gertraude **Jenny** leitet das Dienstleistungszentrum Amt und Limmattal, wo die junge Nadia **Bischof** als Projektleiterin tätig ist. Pro Senectute Schweiz ist eine **Riesenorganisation**, die sich offensichtlich immer noch im Aufbau befindet

Ganz ohne diese Organisation befasste ich mich vom Volkstanzkreis Zürich und von der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise her kommend, seit etwa 1985 in Dietikon mit dem **Senioren-Volkstanz**. Als ich dann „gwundrig“ Pro Senectute Repetitions- und Fortbildungskurse besuchte, da stellte ich fest, dass in diesen Kursen nur einfache und vereinfachte ausländische Tänze vermittelt werden.

Als ich es wagte zu reklamieren, wurde ich als „genügend ausgebildeter“ Senioren-Volkstanzleiter anerkannt und durfte sogar in den kantonalen Kursen von Zeit zu Zeit einen geeigneten Schweizertanz instruieren.

Das wichtigste Geschäft der Tagung im Stürmeierhuus war offensichtlich die Präsentation der Ergebnisse einer **ETH-Studie zur Freiwilligenarbeit** durch Nadia Bischof.



In Westt Tibet Werner Gabriel, Lydia von Rotz und Walter Unterfinger.

ZVG

1300 Kilometer durch das Hochland von Tibet

Mit dem Frühlingsanlass machten die Seniorinnen und Senioren eine virtuelle Reise in Westt Tibet. Begrüsst wurden die über 200 Gäste von Werner Gabriel, der im Dietiker Seniorenrat das Amt des Kulturministers innehat. «In diesem höchstgelegenen und einsamsten Gebiet unseres Planeten verehren einige Religionen den Kailash als den heiligsten Berg», führte «Reiseleiter» Walter Unterfinger aus. Es sei eine anspruchsvolle, kräfteaubende Reise gewesen und ein beschwerliches, mit vielen Überraschungen gespicktes Abenteuer, so die weiteren Ausführungen. Man konnte viel Wissenswertes über eine faszinierende Landschaft erleben. Es sei ein ganz spezielles Volk anderer Religionen mit dem 6714 Meter hohen «Thron der Götter», der aber nicht bestiegen werden darf. Es ist nicht das

erste und wahrscheinlich auch nicht das letzte Mal, dass Walter Unterfinger dieses Land bereiste. Der Vortrag mit den Bildern ist sehr gut angekommen. Der Seniorenrat Dietikon ist eine konfessionell und politisch neutrale, unabhängige Vereinigung von Seniorinnen und Senioren. Am 20. April führt der Seniorenrat bereits den dritten Handykurs durch, der von Lydia von Rotz organisiert wurde und ausgebucht ist. Der Kochkurs, welcher ab 11. Mai mit Irene Huber, Hauswirtschaftslehrerin, an fünf Nachmittagen durchgeführt wird, ist bereits belegt. Auch PC Kurse in verschiedenen Stufen bietet der Seniorenrat an.

Weitere News für Senioren werden in einem Flyer des «AGZ Info aktuell» (Alters- und Gesundheitszentrums Dietikon) bekannt gemacht, der jährlich zweimal erscheint. *Anton Schweiwiler, Seniorenrat Dietikon*

Hier spielte jeder die erste Geige

Dietikon Ein abwechslungsreiches Jahreskonzert der Musikschule

CHRISTIAN MURER

Die Musikschule Dietikon ist förmlich im «Früeligs-bluescht», freute sich der Präsident der Musikschule Dietikon, Hans Peter Trutmann, am Schluss des mit seinen mehr als zwei Stunden etwas allzu langen Jahreskonzertes im vollen Gemeinderatssaal. Er habe vermutlich noch nie so viele Zuhörerinnen und Zuhörer im Gemeinderatssaal gesehen und er fügte bei, dass er zudem sichtlich stolz auf die engagierten Leistungen der jungen und jüngsten Musikantinnen und Musikanten sei.

Ein junges Talent am Flügel

In der Tat: Die Tribüne und das Parkett waren bis auf den letzten Stuhl besetzt. Die Musikfans standen an den Wänden. Und auch die zugetragenen Stühle aus der Cafeteria reichten nicht aus. Schulleiter Patrik Zäh zeigte sich hoch erfreut über das grosse Zuhörerinteresse, als er pünktlich um 19 Uhr das Jahreskonzert mit zwei Stücken des Zwischenkorps der Stadtjugendmusik Dietikon ansagen konnte. Es folgten Einzelauftritte von Trompetern, Klarinetten und Cellisten.

Ein besonderer musikalischer Farbtupfer im bunten Frühlingsstrauss war das Impromptu Op. 90. Nr. 2 von Franz Schubert, souverän interpretiert von Raphael Schottenhaml. Der 16-jährige Kantischüler mit dem blauen T-Shirt war mit dem Flügel buchstäblich auf Du. Dieser verzieh ihm auch die wenigen Fehler, die das verheissungsvolle Talent in sein meisterhaftes Spiel gekonnt und elegant «einbaute».

Die Streicherensembles der Musikschulen von Spreitenbach, Mutschellen und Dietikon präsentierten schwungvolle Tanzmusik. Und auch das Cello wollte an diesem Jahreskonzert die «grosse Geige» spielen und kam gleich mit fünf Stücken eindrücklich daher.

Einen Hauch von heiterer, spani-



Gemeinsamer Auftritt Gruppenweises Musizieren soll weiter gefördert werden. MU

scher Lebensfreude brachte vor der Pause die Gitarrengruppe mit den vier anmutigen Tänzerinnen in den Saal. Majestätisch und mit dynamischer Kraft liessen die Flamencodamen ihre langen Röcke drehen, klopfen mit den Schuhen und agierten dabei rhythmisch mit den Kastagnetten.

In Zukunft Gruppenvorträge fördern

«Die Konzerte der Musikschule sollen immer eine Art Schaufenster sein», betont der Solothurner Tuba- und Euphoniumspieler Patrik Zäh, der der Dietiker Musikschule seit einem halben Jahr vorsteht. Doch bei einem Schaufenster gehe es nicht darum, die wertvollsten und schönsten Exemplare zu präsentieren. Vielmehr müsse ein Gesamtüberblick über das zu verkaufende Angebot ermöglicht werden. «Übertragen auf die Musikschule heisst das für mich, dass jede Schülerin und jeder Schüler an diesem Konzert teilnehmen kann», meint der neue Musikschullei-

ter. Deshalb wolle er auch in Zukunft viel eher die Gruppenvorträge fördern. Die Gelegenheit, sich solistisch zu verwirklichen, biete ja nach wie vor das Weihnachtskonzert.

Musiklehrer einfühlsam im Hintergrund

So spielten denn auch nach der Pause vorwiegend Ensembles mit Singgruppen, kleinen Orchestern mit Orff-Instrumenten, mit Blockflöten und Mandolinen, mit Holzbläsern sowie Trompeten. Und die Lehrerinnen und Lehrer begleiteten die jungen Spielerinnen und Spieler ergänzend und einfühlsam als Klangteppich im Hintergrund, sei dies am Flügel, an der Gitarre, am Saxophon oder am Kontrabass.

Die grosse Freude am Musizieren war auch am diesjährigen Jahreskonzert der Musikschule Dietikon sichtbar und hörbar. So gesehen steht die Musikschule im Frühling des Jahres 2005 tatsächlich im herrlichen «Früeligs-bluescht» da.

Sie zeigte und besprach mit der Hilfe des Hellraumprojektors sehr viele Grafiken und Tabellen, was sehr aufschlussreich war. In der nun folgenden Pause mit frischen Säften und feinen Häppchen begann die angeregte **Diskussion**, die anschliessend zuerst gemeindeweise und dann im Plenum fortgesetzt wurde. Ich äusserte meine Anregungen zur Verbesserung der Formulare, die von den Sportleiterinnen und Sportleitern zweimal jährlich ausgefüllt werden müssen.

Die Leiterinnen des Seniorenturnens in Schlieren und Dietikon (vor allem eine Frau **Margrit Stillhart**) interessierten sich nebenbei für den Volkstanz. Ich hoffe, die eine oder andere komme gelegentlich zu meinen Tanzproben ins AGZ Dietikon.

Der Verkehrsverein Dietikon nannte sich, als ich 1934 nach Dietikon kam, noch „Verkehrs- und Verschönerungsverein“. Da unsere Familie in Meilen Mitglied des dortigen Vereins gleichen Namens war, trat ich sogleich in den Dietiker Verein ein. Die erste **Generalversammlung**, die ich besuchte, fand im Gasthaus zur Krone statt, und zu den Verhandlungen erschienen nur sechs oder sieben Personen.

Die **Beteiligung** an der GV nahm erst dann zu, als der Anlass mit einem Ausflug verbunden und „auswärts“ durchgeführt wurde. Wenn ich mich recht erinnere geht dieser Gedanke auf **Dr. Heinrich Boxler** zurück, der früher in Dietikon wohnte und auch Mitglied der Kommission für Heimatkunde war.

Letztes Jahr besuchten wir Rheinau, früher Schloss Kyburg, Schloss Sargans, Falkenstein und andere Sehenswürdigkeiten wie z.B. Beromünster und Kloster Muri. Jedesmal standen auf dem Zelgliplatz Dietikon zwei oder gar drei **grosse Autocars** für uns bereit, denn die Teilnehmerzahl betrug nun hundert und mehr Personen.

Am Samstag, 23. April 2005, führte die Reise nach **Altishofen** in der Gegend von Dagmersellen zur Besichtigung von Schloss und Kirche St. Martin. Da zufällig eine Hochzeitsgesellschaft sowohl die Kirche, als auch den Ritterseel des Schlosses beanspruchte, wurde unser Besichtigungsplan auf den Kopf gestellt.

Im **Schloss** (1571) ist nur das mietbare dritte Stockwerk zugänglich, denn im ersten Stock befindet sich die Gemeindeganzlei und im zweiten eine Wohnung. Die ebenfalls unter Schutz gestellte „Kornschütte“ (1671) beherbergt den Kindergarten.

Hier wohnten die „Pfiffer“ oder **Pfeifer** von Altishofen. Es werden vier „Stämme“ dieser Familie unterschieden, die sich in der Gegend von Luzern als Tuchhändler und Müller betätigten. **Ludwig Pfeifer**, der spätere „Schweizerkönig“, wurde 1524 geboren, besuchte die Lateinschule in Luzern, begab sich später auf Reisen und 1553 in französischen Kriegsdienst. Es war die Zeit der Religionskriege und Oberst Pfeifer, Schultheiss des Standes Luzern, Anführer der katholischen Orte und der Schweizer Söldner, bekämpfte fürs französische Königshaus die Hugenotten.

In der Schlacht von Meaux 1567 rettete er mit seinem Regiment dem französischen König Karl IX. und seinem Hof das Leben und wurde dafür in den **Adelsstand** erhoben. Als Befehlshaber über die Schweizer verdiente er ausserdem viel Geld. Er kehrte 1570 in die Schweiz zurück, erbaute 1571 bis 1577 das Schloss Altishofen, das bis 1839 im Besitz seiner Nachkommen blieb.

Ludwig Pfeifer starb 1594. Er hinterliess sieben Häuser in Luzern, grossen Reichtum und vererbte seinen Nachkommen viele Vorrechte, wie z.B. die Gerichtsherrschaft Altishofen, das Recht Bussen und Zehnten einzuziehen etc.

Der Kriegsdienst im Ausland wurde erst 1848 in der ersten Bundesverfassung verboten. Altishofen wurde zu einem bedeutenden Gewerbe-**Zentrum** mit Bäckerei, Töpferei, Brauerei, Schmiede etc. Die Gemeinde verwandelte schliesslich das Schloss in ein Altersheim. Dann aber wurde es durch die Gemeinde, den Staat Luzern und die Eidgenossenschaft für viele Millionen Franken renoviert.

Dort, wo sich heute die **Kirche St. Martin** von 1771 erhebt, fand man zwei Skelette von Männern. 1250 wurde bei dieser Begräbnisstätte eine frühmittelalterliche Kirche erbaut, deren Turm bis heute erhalten geblieben ist. Die neue von Bregenzer und süddeutschen Architekten errichtete Spätbarockkirche wurde 1773 eingeweiht.

Der eigenartige Stuckmarmor, z.B. an der Treppe hinauf zur Kanzel, ist schwer zu reparieren. Die leicht süsslichen Deckengemälde wurden 1871 nach Entwürfen von Paul Deschwanden durch Jost Troxler ausgeführt.

Nach der eingehenden Besichtigung all dieser unter **Denkmalschutz** gestellten Sehenswürdigkeiten, fuhren wir nach **Sursee** und gelangten in der Gegend des Spitals zum nahe am See gelegenen **Hotel „Bellevue“**, wo die 91ste Generalversammlung des Verkehrsvereins Dietikon durchgeführt wurde.

Nach den Mitteilungen wurden die Berichte und Rechnungen einstimmig genehmigt. Für Herrn Künzler wurde **Maya Herzig** (Festkommission, 1. August etc.), für Herrn Ackermann **Dr. Hans-Peter Trutmann** (Neujahrsblattkommission) gewählt. Zu dieser Kommission gehören ausserdem Dora Müller, Walter Bächli, René Stucki und Michael Blattmann. Auf Klaus Guhl folgt **Dora Müller** als Vorsitzende der Kommission für Heimatkunde. Für die Grenzumgänge und den geplanten „Waldtag“ ist **Lukas Neff** zuständig.

Nach der Sitzung und dem vorbestellten Abendessen (Salatteller und eine Tasse Ovomaltine für 23.- Fr. -.- andere bestellten reichhaltiger und mit Dessert) reisten wir wegen des Regenwetters auf dem nächsten Weg zurück nach Dietikon. Da die Kirschbäume in voller Blüte standen, kann die Reise trotzdem als „**Blueschtfahrt**“ gelten.

Ein Musiker bewirbt sich als Untermieter.
«Musiker? Nein, nein», lehnt die Vermieterin sofort ab. «Wir hatten schon einmal einen wie Sie. Der kam sehr *beethövlisch*, dann wurde er bei meiner Tochter *mozärtlich*, brachte ihr einen *Strauss* mit, nahm sie beim *Händel* und ging mit ihr zum *Suppé*. Dann führte er sie mit *Liszt* über den *Bach* in die *Haydn*. Dort wurde er *reger* und meinte, frisch *gewagnert* sei halb gewonnen. Er konnte sich nicht mehr *brahmisen*, und jetzt haben wir einen *Mendelssohn* und wissen nicht, wo *Hindemith*.

JULIA STEGER, LUZERN

Die nebenstehende lustige „Geschichte“, Version 2005, wurde mir etwas abgekürzt schon vor vielen Jahren erzählt. Sie taucht von Zeit zu Zeit immer wieder auf, und jedesmal ist eine weitere kleine Episode beigefügt. Nun aber vermute ich, dass nicht mehr daran weitergebastelt werden kann.

Ohne Geldgier zu sein ist ein Vermögen; ohne Kaufsucht, ein Einkommen, sagt **Montaigne** nach Cicero (Paradora VI, 3): Non esse cupidum pecunia est; non esse emacem vectigal est.

Am 28. April 2005, als ich am späteren Vormittag nach Hause kam, schaltete ich den Fernseher ein und konnte zufällig gerade noch sehen, wie der 34,6 Kilometer lange **Lötschberg-Basistunnel** mit einer zweiten Sprengung nach elfjähriger Bauzeit durchgeschlagen wurde. Endlich, als zwei grosse Bagger den Schutt beiseite geschafft und zerkleinert hatten, konnten die Mineure der Berner und der Walliser Seite sich in der durchgehenden Tunnelröhre die Hand reichen.

Bundesrat Leuenberger, zwei kleine eisenbahnbegeisterte Buben an den Händen, dankte den Mineuren im Namen der Schweizer Regierung und im Namen der Schweizer Jugend. Im Jahr 2007 sollen dann die Personen- und die Güterzüge durch den Tunnel verkehren können, d.h. ein grosser Teil des Güterverkehrs soll von der Strasse auf die Schiene umgelagert werden.

In weiteren Fernsehsendungen sah ich eine Zusammenfassung des Durchschlags. Auch **alt Bundesrat Ogi, der „Vater der Neat“** und etwa 1200 Gäste waren anwesend. Mit grossem Ernst lösten die beiden Buben die erste Sprengung aus, die zum grossen Ärger der Mineure nicht wie geplant funktionierte, so dass ein zweites Mal gesprengt werden musste.

Einer der beiden Buben schwärmte, er werde Lokomotivführer, und jedesmal wenn er dann durch den Tunnel fahre, werde er sich bestimmt an „seine“ Sprengung erinnern. Bei den ausgedehnten **Feiern** wurde festgehalten, der Tunnel diene nebst Europa auch der Gleichberechtigung unserer Landesgegenden, das Wallis sei alsdann von Bern aus in gleich kurzer Zeit zu erreichen wie Zürich.

Es wurde aber auch betont, mit der Neat allein gelinge die **Verlagerung** des Güterverkehrs auf die Schiene noch nicht. Verkehrsminister Leuenberger meinte, dazu brauche es auch eine EU, welche die Verlagerung vorantreibt.

Die Schweiz, bzw. Europa bäuchte eigentlich nicht zwei, sondern nur eine Neat-Linie, nämlich eine vollausgebaute und bezahlbare Alpenflachbahn am **Gotthard** mit optimalem Landschafts- und Lärmschutz. Der Kardinalfehler ist die von Adolf Ogi seinerzeit aus regionalpolitische Gründen gegen den Widerstand von **Otto Stich** durchgesetzte Neat mit zwei Basistunneln. Das bahnfremdliche Volk stimmte damals im Vertrauen auf Rentabilitätsberechnungen zu, und leider beschloss ausserdem die Politik zusätzlich, beide Tunnel gleichzeitig zu bauen. Jetzt fehlt das Geld für zurückgestellte Zusatzwünsche an allen Ecken und Enden.

Im ganzen Alpengebiet ist **nur am Gotthard ein einziger Durchstich** für die Nord-Süd-Verbindung notwendig. Beim Lötschberg kommt für die Fortsetzung in Richtung Italien noch der Simplon-Tunnel dazu.

Montaigne äussert sich auch über die Schule. Weder Lehrer noch Schüler werden gescheiter, nur gelehrter, meint er. Der Kopf wird mit Wissen gefüllt, von Urteil und Charakter ist nicht die Rede.

O, welch gelehrter Mann. O, welch wackerer Mann. Der erste wird von den Schafsköpfen bewundert.

Es kommt aber darauf an, wer das bessere, nicht wer das grössere Wissen hat. Wertlos ist die zusammengebettelte Gelehrsamkeit, sagt Montaigne über seine vielen Zitate. Weise sind wir nur durch unsere eigene Weisheit, durch Mutterwitz eventuell auch durch Geschichte und Poesie. „Ich fühle mich zu ungelehrt, um andere zu belehren.“ „Besser ist ein aufgeweckter als ein vollgestopfter Kopf.“ „Der Zögling werde lieber *tüchtig* als *gelehrt*“. „Nicht vorsagen und nachsagen. Er soll den Weg selber finden.“

Eine **Journalistin** des Limmattaler Tagblatts behauptete letzthin in einem Artikel: „Wirklich gute Gründe zum Heiraten gibt es heute keine mehr. Das war vor 200 Jahren, zu Gotthelfs Zeiten, noch anders. Da die Menschen weniger lang lebten, musste es ein Ehepaar im schlechtesten Fall 30 Jahre miteinander aushalten. Wohingegen heutige Ehen 60 Jahre dauern können und damit ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass sich die beiden auseinander entwickeln, grösser.“

Dazu ist natürlich einiges zu sagen. Wenn im Wort **EHE** die beiden „E“ die zwei Ehepartner bedeuten, dann steht „H“ entweder für „Himmel“ oder für „Hölle“. Dies sagte **Martin Von der Crone** nach unserer Trauung, und mir wurde im Lauf der Zeit klar, dass die beiden „E“ auch „**Ernst**“ und „**Ehrlichkeit**“ bedeuten. Je weniger davon zwischen den beidenden Partnern vorhanden ist, umso eher wird ihr Bund zur **Hölle**. Gute Gründe zum Heiraten gibt es auch noch heute viele.

Die „Menschheit“ will doch auch in Zukunft weiter bestehen. **Die Natur** belohnt daher das Zusammenkommen der beiden Geschlechter mit einer kleinen „Lustprämie“. In einer normalen Ehe ergänzen und unterstützen sich zwei Menschen in jeder Beziehung, wobei beide Partner profitieren, Sicherheit und angenehme Geborgenheit empfinden.

Auch heute noch gibt es viele Gründe, **eine gesunde Ehe** einzugehen. Die Partner bekommen allerdings mit dem neuen Zivilstand nicht nur eine „Gabe“, sondern auch **eine „Aufgabe“**. Jeder der beiden Partner fördert ganz nach seinen Fähigkeiten das Wohlergehen des andern, und ganz von selbst verschwindet das Gefühl der Einsamkeit.

Eine schöne Aufgabe ist alsdann die **Erziehung der Kinder**, die vor allem durch ein möglichst gutes selbst gelebtes Vorbild bei vielerlei gemeinsamen Unternehmungen der ganzen und geeinten Familie geschieht. Auch heute noch erlebt der Mensch in der Familie am intensivsten menschliche Nähe und Wärme.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass selbst beim besten Willen aller immer wieder Meinungsverschiedenheiten auftreten, wobei die Eltern doch vor ihren Kindern als vollkommene, sichere und **verlässliche Einheit** dastehen sollten. Wenn uns in dieser Beziehung Gefahr drohte, dann half uns jedesmal lachend das **„AhS“**.

Bis sie erwachsen waren, wusste keiner unserer Buben, was die geheimnisvolle Abkürzung bedeutet. Es war auch ganz unmöglich ihren Sinn zu erraten, denn sie stammt aus einer in unserer Familie ganz unbekanntem Sprache. Heute, wo ich bald dreiundneunzig Jahre alt bin, kann ich verraten, dass unser „AhS“ **„Alte“** bzw. **„Alti, halt d'Schnurre“** heisst.

Leider sind nicht alle Ehen „gesund“. Aus vielen Quellen erfahren wir, dass unerfreulich **viele Ehen scheitern**, und man fragt sich, weshalb. Offensichtlich wird heute manche Ehe in der ersten „Verliebtheit“ leichtsinnig und zu früh geschlossen. Nicht das „Gefühl“, der **Verstand** sollte doch über einer so wichtigen Entscheidung stehen. Ganz sachlich, vorsichtig und gründlich muss das bevorstehende Eheproblem von beiden Partnern einzeln und gemeinsam studiert werden.

Zu diesem Studium gehört das gründliche gegenseitige Sich-kennen-lernen, Überlegungen betreffend die Weiterführung, Änderung oder Beendigung der Berufstätigkeit, die Beurteilung der finanziellen Möglichkeiten, das Studium des Wohnproblems und vieles mehr.

Je weniger vorausblickend geplant wurde, um so schneller stellen sich nach einiger Zeit Schwierigkeiten ein, und wenn dann der Egoismus bei einem der Partner die Oberhand gewinnt, dann führt dies zu Kurzschluss-handlungen wie z.B. zu Untreue. Auch Langeweile, Phantasielosigkeit, Gleichgültigkeit sowie Kinderlosigkeit können zum Auseinandertriften führen.

Diese Schwierigkeiten aller Art können einen Ehebund sowohl stärken als auch zerstören. Der Charakter, die genossene Erziehung und die Willenskraft spielen eine ausschlaggebende Rolle. Aus der Statistik erkennt man, dass im Kanton Zürich, besonders in den städtischen Gegenden, die Zahl der Einpersonenhaushalte laufend zunimmt.

Montaigne fand bei Plato die Ansicht, die Festigkeit, die Treue und die Aufrichtigkeit seien die wahre Philosophie, alle andern Wissenschaften nur eine Art „Schminke“. Non sumus sub rege; sibi quisque se vindicet = Wir unterstehen keiner Vormundschaft; jeder sehe zu sich selber, jeder trage Verantwortung. „Und wenn mich niemand läse, hätte ich dann meine Zeit verloren? Ich habe mein Buch nicht mehr gemacht, als es mich gemacht hat.“

In einer alten Nummer der Zeitschrift „Schweizer Familie“ las ich zufällig den **Witz**, den eine Leserin eingeschickt hatte. Jemand fragte einen Bekannten, ob er mit seiner neuen **Brille** zufrieden sei, worauf der Brillenträger begeistert antwortete, die neuen Gläser seien wunderbar, seit er sie trage, treffe er immer wieder Bekannte an, die er seit Jahren nicht mehr gesehen habe.

Diesen Witz schnitt ich aus und legte das kleine Zettelchen zu den **Augentropfen**, von denen ich bis zur ersten Nachkontrolle nach der zweiten Operation eine Woche lang jeden Tag vier Tropfen ins frisch operierte linke Auge geträufelt hatte. Mir war geraten worden, zwei weitere Wochen nur noch drei Tropfen täglich, dann während einer Woche zwei und anschliessend, bis zum 4. Mai 2005, etwa drei weitere Wochen lang, nur noch einen einzigen Tropfen täglich ins Auge zu träufeln.

Bei der **Schlusskontrolle** anfangs Mai sollte ich die **Brillenrezepte** für den Optiker bekommen, und bei dieser Gelegenheit gedachte ich, den Brillenwitz den Augenärzten vorzulegen. Als ich bei der „Sommerau“ in Dietikon auf den Bus 301 wartete, da regnete es in Strömen. Zum Glück konnte ich beim Gemüseladen in der Nähe der Haltestelle unterstehen.

Unterwegs überlegte ich mir, wie ich den Witz am besten vorbringen könnte. Zur Ärztin Frau **Dr. med. Barbara Wicki** im Empfangsraum der Augenarztpraxis sagte ich: „Wahrscheinlich kennen Sie diese Geschichte schon“ und streckte ihr das Zettelchen hin. Als sie den kurzen Text gelesen hatte, lachte sie und versprach, den Text auch Herrn **Dr. med. Nicola Lansel** zu zeigen.

Die anschliessende „Schlussuntersuchung“ dauerte ziemlich lange. Zuerst bestimmte die Augenärztin für jedes Auge die Brillenrezepte. Eine „Fernbrille“ benötige ich nicht, wohl aber eine „**Lesebrille**“ für die Nähe und eine zweite für den Abstand von etwa 50 oder 60 Zentimetern, d.h. fürs Musizieren. Dann mussten, die Pupillen mit zwei speziellen Tropfen maximal erweitert werden, was Zeit beanspruchte.

Als meine Sicht „neblig“ genug war, stellte Dr. Lansel fest, dass in meinen beiden Augen der „**Augendruck**“ ganz normal ist. Er bedankte sich für den Witz und fügte bei, er werde ihn bei seinem nächsten Vortrag einflechten. Nach anderthalb Stunden wurde ich entlassen mit der Bitte, am 24. Oktober 2005, d.h. nach etwa einem halben Jahr, zu einer weiteren Nachkontrolle in die Praxis zu kommen.

Während diesen Untersuchungen war die Sonne hinter den dunkeln Wolken hervorgekommen, und der Himmel war strahlend blau geworden. Da ich eine halbe Stunde lang auf den Bus warten musste, spazierte ich hinüber zum Spital, wo normalerweise im Gang des Erdgeschosses eine **Kunstaussstellung** zu sehen ist.

In Dietikon, bei der Sommerau angekommen, musste ich jedoch meinen Schirm schon wieder aus der Mappe hervorholen. Das echte „Aprilwetter“ hatte wieder umgeschlagen und für Regen auf meinem Heimweg gesorgt

Am folgenden Morgen bestellte ich für 1300 Franken die beiden neuen Brillen bei **Optiker Urs Graf** in Dietikon, der mir schon vor Jahren von **Augenarzt Dr. David Pestalozzi**, Olten, empfohlen worden war.

Als er noch in Zürich studierte, war David Mitglied des Volkstanzkreises Zürich, leitete später mit Ehefrau Anita in Trimbach einen eigenen Tanzkreis, in dem ich auch schon unterrichtete, und dessen Festveranstaltungen wir gelegentlich besuchten. Pestalozzis kamen stets zu unserm Ball nach Zürich. David war auch Kunstmaler aber vor allem ein **weltberühmter Augenarzt**, der in allen Erdteilen Vorträge halten musste. Er lebt seit vielen Jahren nicht mehr, weshalb ich auf Grafs Rat Dr. Wicki und Dr. Lansel beim Limmattalspital aufsuchte.

Gelesen: „**Luchs**“, Romandebüt des Emmentalers **Urs Mannhart** (31). Die **Luchsbetreuer** im Berner Oberland erhalten vom zuständigen Wildhüter genaue Angaben, wo ein vom Luchs gerissenes Reh liegt. Mit ihren Fallen, mit dem Netz und der Betäubungsspritze warten sie in kalter Winternacht auf den Luchs, um ihn mit einem Sender zu versehen. Das Vorgehen wird minutiös geschildert.

Der Leser lernt aber auch die **Luchsgegner** kennen. Ein anonymes Wilderer schickte vier blutige abgehackte Luchspranken nach Bern, was die örtlichen Luchsgegner sehr erfreut. Am Stammtisch schliessen sie eine unheilvolle Bierwette ab: Wer zuerst einen weiteren Luchs erlegt, soll 3000 Franken bekommen.

Von nun an wird die Geschichte immer spannender. Die Tierschützer lokalisieren mit ihren Peilgeräten die verschiedenen mit Sendern versehenen Luchse, deren Namen und Sendefrequenz der Leser nach und nach kennen lernt, die Luchsgegner verüben Anschläge aufs Auto eines dieser Tierschützer. Es kommt zu Morddrohungen und zahlreiche Luchse werden vergiftet.

Luchsgegner „Rusterholz“, will vor „Huggenberger“ eine der Wildkatzen erlegen, was aber trotz riesigem Aufwand keinem der beiden gelingt. Gegner „Fenner“ jedoch erschiess die Luchsin, so dass deren Junge verhungern.....

Bei dem einen oder andern **Leser dieser Texte**, d.h. meiner Erlebnisse, Erinnerungen und Gedankengänge ist vielleicht schon einmal die Frage aufgetaucht, wer denn eigentlich diese Zeilen zugestellt erhält.

Was ich hier niederschreibe, das halte ich in aller erster Linie **für mich** selber fest. Man denkt bestimmt gründlicher über die Probleme nach, wenn man sie sorgfältig formuliert. Ausserdem habe ich grosse Freude am Computer, der mir von der Kommission für Heimatkunde geschenkt wurde, als Dietikon für die Arbeiten im Ortsmuseum modernere Apparate anschaffte.

Die meisten dieser Texte, besonders wenn sie unsere Familie betreffen, sind wahrscheinlich auch für den engeren Familienkreis interessant. Daher erstelle ich Kopien für die Familien meiner beiden **Söhne**, aber auch für meine beiden **Nichten**, d.h. für Regula Gubler und Brigitte Schlatter, sowie für meine **Schwägerin** Trudi Wyler, denen es freigestellt ist, auch ihre Familien zu informieren.

Einzelne in sich abgeschlossene Kapitel, z.B. über Volkstanz- oder Orchesterprobleme, die unsere Familie nicht weiter betreffen, kopiere ich auch gelegentlich für spezielle Interessenten. Als mir z.B. die zehnjährige Tanja ein reizendes Ständchen gebracht hatte, kopierte ich die Darstellung dieses Ereignisses auch noch für die Musikschule Dietikon, die alles andere aus unserer Familie nicht zu erfahren braucht.

Ich nehme an, dass bei diesem Vorgehen der „Datenschutz“ gewährleistet ist.

Unser Familientag wird seit 1943 jedes Jahr am zweiten Sonntag im Mai, d.h. am sogenannten „Muttertag“ durchgeführt. Die Liste dieser Zusammenkünfte füllt einen dicken Ordner. Von jedem dieser Familientage wird kurz festgehalten, wer ihn organisierte und wer alles teilnahm. Ausserdem ist jeweils angegeben, wo er stattfand und wie er verlief.

Am **8. Mai 2005** traf ich Sohn Karl mit Mirjam und Sohn Ueli mit Brigitte und Daniela kurz nach zehn Uhr an der Tramhaltestelle beim Hauptbahnhof Zürich. Vom Albisgüetli aus wanderten wir zum Festessen auf den Ütliberg und anschliessend zu Dr. Regine Altorger, die in der Gegend des Triemlispitals wohnt.

Glück. Vor vielen Jahren las ich irgendwo, das Glück gleiche einem Hasen, der, kaum gesichtet, im Gebüsch verschwindet. Schon seit jeher gilt auch die Kugel als Symbol fürs Glück, denn, was oben ist, dreht sich nur allzuleicht nach unten. Offenbar beeindruckt am Glück vor allem dessen **Unbeständigkeit**, was zur Folge hat, dass man sorgfältig mit ihm umgehen und es richtig pflegen muss. Zum Glück gehören vor allem fünf „Dinge“:

1. Gesundheit. Man setze sie nicht aufs Spiel, trage ihr Sorge. Heute könnte eigentlich jeder wissen, dass das Rauchen der Gesundheit schadet, dass auch Übergewicht und Bluthochdruck zu vielerlei Krankheiten führen. Mit dem Rauchen sollte man gar nicht beginnen, alkoholhaltige Getränke nur in kleinsten Mengen zu sich nehmen oder besser noch, ganz auf sie verzichten. Wir besitzen ja gutes **Trinkwasser**.

Auch was gesunde Ernährung ist, dürfte heute allgemein bekannt sein. Die oft abgebildete **Ernährungspyramide** gibt dazu anschaulich Auskunft. Über viel Flüssigkeit folgen nach oben Gemüse und Früchte, Getreide- und Milchprodukte, nur wenig Fleisch und Käse, dann ganz oben an der Spitze der Pyramide, noch viel weniger Süssigkeiten.

Die Violinsolistin Marlis Metzler, eine meiner besten Schülerinnen, sagte einst bei einer Klassenzusammenkunft etwas überspitzt: „Kein Salz, kein Zucker, keine tierischen Fette.“ Das Salz der Schweiz ist obligatorisch jodiert, weil die Schilddrüsen genügend **Jod** benötigen. Und von diesem Schweizer Salz befindet sich genügend im Brot, im Käse und in andern „Fertigprodukten“.

Ich staune immer wieder angesichts der vielen jungen Leute, die gar nicht auf ihre Gesundheit achten, die hemmungslos rauchen und Süsses essen, sich auch ehrgeizig im Spitzensport gewaltig überfordern und gedankenlos die gefährlichsten **Unfälle** riskieren. Sie setzen ihr Gesundheitsglück leichtsinnig aufs Spiel, wo sie doch ebensogut, mit gleich viel Freude gesundheitsfördernden „Breitensport“ betreiben könnten.

Gesundheit ist nicht alles, man kann auch ohne Gesundheit in andern Beziehungen durchaus glücklich sein, aber ohne Gesundheit fehlt doch manches.

2. Glückliche Partnerschaft. Hier gehts um das **Beziehungsnetz** in dem jeder Einzelne lebt. Der engste Kreis ist die Familie. Ihr muss, wenn man in ihr glücklich sein will, von jedem Beteiligten ununterbrochen Sorge getragen werden. Eltern und Kinder, und die Geschwister untereinander, sollten sich nach Kräften stets gegenseitig fördern und unterstützen. Wenn Familien auseinanderbrechen, was leider allzuoft geschieht, dann ist stets irgend ein Glied mit seinem „Egoismus“ und seiner „Selbstverwirklichung“ am Werk.

Der engste Familienkreis verändert sich mit der Zeit. Wichtige Glieder sterben und durch Heirat kommen neue Familien dazu. Ausser Eltern, Kindern, Enkelinnen und Enkeln, gehören zu einem nun grösser gewordenen Kreis des Beziehungsnetzes plötzlich auch Schwägerinnen, Schwäger, Nichten und Neffen.

Da bei Taufen, Hochzeiten, und Beerdigungen immer eine bestimmte Person der erweiterten Familie im Mittelpunkt steht, wir aber jedes Jahr einmal ganz „ungezwungen“ zusammenkommen wollten, erfanden wir 1943 unsern **Familientag**, der stets am zweiten Sonntag im Mai, am sogenannten „Muttertag“, durchgeführt und nie auf ein anderes Datum verschoben wird. Zur Zeit der Gründung verbreitete der Zweite Weltkrieg auch in der Schweiz Angst und Unsicherheit. Daher steht in den „Satzungen unserer Familiengemeinschaft“: „In Anbetracht der schweren Zeitläufe haben wir beschlossen, unsern Familiensinn zu pflegen“..... „An jedem Familientag wird bestimmt, wer zum folgenden einzuladen hat.“

Ursprünglich bestand auch ein Kostenausgleich, so dass, wer eine längere Reise zurücklegen musste, nicht mehr bezahlte als der, welcher am Durchführungsort wohnte.

Hier nur einige der vierundsechzig bisherigen **Durchführungsorte**: Kyburg, Zoo-Zürich, Grüningen, Eschenberg, Ritterhaus Bubikon, Stein am Rhein, Seefahrt von Zürich nach Rapperswil, Mörsburg, Hasenstrick, Karthause Ittingen, Gurten, Schloss Hagenwil, Dählhölzli, Flughafen Kloten, Schwimmbad Männedorf, Zofingen, Kutschenfahrt nach Steffisburg, Oberhofen, Firma Komax Luzern und 2005 zum dritten Mal Ütliberg. Die Zusammenkünfte waren oft mit Wanderungen und aufschlussreichen Besichtigungen verbunden.

Obwohl sich Pubertierende gerne vom sonntäglichen „**Familienschlauch**“ distanzieren, lieber mit gleichaltrigen Kameraden Berg- und Skitouren unternehmen, beteiligte sich unsere „Jungmannschaft“ doch stets gerne am festlichen Familientag, der immer wieder frohe Gemeinschaftserlebnisse und erwünschten Einblick in die neu dazukommenden Familien verschaffte.

Wie die gute Gesundheit, so ist auch die angenehme Stellung innerhalb des Beziehungsnetzes nur ein Teil dessen, was „Glück“ ausmacht. Auch ein Mensch ohne Familie und ohne Freunde der nur über oberflächliche Bekanntschaften verfügt, kann auf andern Gebieten glücklich sein, z.B. wenn er im Beruf, im Sport oder in der Kunst Erfolg hat. Das „Glück“ setzt sich offensichtlich aus sehr vielen Einzelteilen zusammen, die in der Regel positiv, aber auch negativ, beeinflusst werden können.

Leider sehen „**sauertöpfische**“ **Leute** überall nur das Negative. Statt sich über die vielen „Wunder am Wegrand“ zu freuen, ärgern sie sich von früh bis spät und finden stets etwas zu kritisieren. So gesehen sind „Glück“ und „Unglück“ Gemütszustände, in die man sich selber hineinsteigern kann. Gerät ein Pessimist durch seine unglückliche Veranlagung schliesslich in eine Depression hinein, dann benötigt er professionelle Hilfe, um wieder daraus herauszukommen.

3. Kinder. Eine ergiebige Quelle von Glück sind gesunde Kinder, die sich erfreulich entwickeln und in die Familiengemeinschaft einfügen. Sogar über die Fortschritte behinderter Kinder freuen sich deren Eltern, die gerne, wie alle Eltern, im Interesse ihres Nachwuchses auf vieles verzichten. **Die glücklichen Eltern** freuen sich über jeden kleinen Fortschritt der Kinder und über deren originelle Fragen, die bei beginnendem „Selberdenken“ immer wieder verblüffen.

Kinder erzeugen aber gelegentlich auch Ärger und unliebsame Umtriebe, die jedoch das „Elternglück“ keineswegs zunichte machen. Natürlich können auch Personen ohne Kinder richtig glücklich sein. Sie finden, wenn sie sich bemühen, Glück in vielen andern Bereichen.

4. Erfolg im Beruf. Jeder Fortschritt beglückt und jeder Rückschlag bedrückt. Die Bezirksschulpfleger, die uns Lehrkräfte in regelmässigen Zeitabständen besuchen und unsere Arbeit beurteilen mussten, lieferten mir und der Schulpflege stets gute **Visitationsberichte**, was mich natürlich nachhaltig beglückte.

Ohne viel zu überlegen begann ich immer wieder **Neues**. Wenn ich anderswo etwas Sinnvolles entdeckte, das in der Sekundarschule Dietikon noch nicht existierte, dann führte ich es in meiner Schule ein, ohne mich um Anerkennung und Entschädigung zu kümmern. Ich hatte ja selber meine Freude daran und bezog ohnehin eine „Jahresbesoldung“, an der nichts änderte, auch wenn ich immer wieder Zusätzliches in Angriff nahm, das nicht zum vorgeschriebenen Pensum gehörte.

Es war für mich eine grosse Überraschung als mir für die Einführung der Schulzahnpflege, des Schwimm- und des Musikunterrichts, der Ski- und Eislaufklubs, der Monatswanderungen etc. **der Titel des Ehrenbürgers** verliehen wurde.

Viel zusätzliche Arbeit, die mir sinnvoll erschien, übernahm ich auch, weil ich bei diesbezüglichen Anfragen **nicht „Nein“ sagen** konnte. So wurde ich Mitglied der Bezirks-Jugendkommission und der Baukommission fürs Spital Limmattal, Präsident der ersten Volkshochschule Dietikon, siebzehn Jahre lang nebenamtlicher Berufsberater für Knaben und Leiter von Ferienkolonien, für die ich immer wieder neue Lagerorte ausprobieren durfte.

Nach dem zweiten Weltkrieg suchte und sammelte ich mit meinen Sekundarschulklassen in allen Dörfern der Region die während der Kriegszeit verschwundenen und nun irgendwo magazinierten gelben Wegweiser der Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege, die ursprünglich von **Turnlehrer Ott**, Baden, zwischen Zürich, Baden, Bremgarten und Dielsdorf angebrachte worden waren. Ott wollte sein Lebenswerk im Limmattal, auf dem Hasenberg und auf der Lägern, nicht nochmals von vorn beginnen. Wir aber hängten sie nach Kriegsende so gut als möglich wieder auf.

Im Frühjahr sammelten wir früh in der Morgendämmerung Maikäfer, und in der Kriegszeit halfen wir im Herbst gelegentlich einem betagten Landwirt, der nicht im Aktivdienst weilte, beim Auflesen der Kartoffeln.

Den Schülerinnen und Schülern gefiel die Tatsache, dass ich oft ausserhalb des Schulhauses mit ihnen unterwegs war. Je nachdem, was wir gerade im Unterricht besprachen, besuchte ich mit meinen Klassen auch das **Landesmuseum** oder das **Kunsthau**s in Zürich.

Ich hatte nie über all dies nachgedacht, freute mich aber sehr, als die Stadt Dietikon im **Jahr der Freiwilligenarbeit** all diese mir und auch den Schülerinnen und Schülern Freude machenden „Zusatzaktionen“ wieder ans Tageslicht zog und lobend anerkannte.

5. Geld. Wer reichlich über Geld verfügt, der kann sich und den Seinen manchen Wunsch erfüllen. Dass auch das Geld zum Glück beiträgt, lässt sich nicht bestreiten. Bei den meisten Berufstätigen führen deren Berufserfolge automatisch zu immer mehr glücklich machendem Geld.

Auch Nonnen und Mönche die selber in bewunderter **„Armut“** leben und persönlich rein nichts besitzen, könnten ohne den Goldschatz und den Besitz ihres Klosters und ihrer Kirche nicht existieren, sie brauchen doch wie wir alle Kleidung und Nahrung. Sie leben von allerlei Zuwendungen und vom Ertrag ihrer Arbeit und ihrer Ländereien.

Die Armut als Ideal ist ein Unsinn. Überall, und vor allem in den armen Entwicklungsländern versuchen wir doch, die Armut nach Möglichkeit zu bekämpfen. Nur Länder und Persönlichkeiten, die selbst nicht arm sind, können helfen. Wer selber arm ist, kann auch keinem andern Armen zu Besitz und Erfolg verhelfen. Die beste Hilfe in all diesen Fällen ist aber die **„Hilfe zur Selbsthilfe“**.

Die reichen „Industriationen“, viele Vereinigungen und auch überreiche Einzelpersonen helfen den armen Ländern, den vielen Hungernden und den Kranken, die oft nicht einmal Zugang zu sauberem Trinkwasser haben. Doch, es sollte von „Jedermann“ noch viel mehr geholfen und Glück durch Geld verbreitet werden.

Eine einflussreiche, internationale Hilfsorganisation, die in Menschen investiert, nennt sich **„Oikocredit“**. Sie sammelt vor allem in Asien, Europa und Nordamerika Geldbeträge. Wenn nun in einem Entwicklungsland ein Einzelner oder eine Gruppe von armen und vertrauenswürdigen Leuten ein „Geschäft“ beginnen möchte, z.B. einen Marktstand, ein Coiffeuresgeschäft, eine Reparaturwerkstatt, etc., dann stellt Oikocredit das benötigte Anfangskapital leihweise und zu sehr günstigen Bedingungen zur Verfügung.

Der betreffende Kleinunternehmer bezahlt einen ganz kleinen Zins und gibt das von Oikocredit erhaltene Geld so bald als möglich wieder zurück. In den dreissig Jahren ihres Bestehens zeigte Oikocredit, dass arme Menschen wirklich kreditwürdige Partnerinnen und Partner sind. Die **Nachfrage nach Darlehen** nimmt kontinuierlich zu und findet immer mehr Anerkennung.

Der vom Kleinunternehmer zurückgegebene Geldbetrag wird sogleich neu eingesetzt und alle Geldgeber können jederzeit ihren einbezahlten Betrag wieder zurückziehen. Wenn sie dies nicht tun, bekommen sie jedes Jahr etwa 2 % Zins.

Ende 2003 hatte Oikocredit Darlehen von über 100 Millionen Euro an etwa 360 Projekte in aller Welt vergeben und unzählige waren schon wieder zurückbezahlt worden. Auch meine bescheidenen 10 000 **Franken** halfen verschiedenen Klein- und Kleinstunternehmerinnen und Unternehmern selbständig zu werden. Mein Geldbetrag, den ich ja jederzeit zurückziehen könnte, wuchs in wenigen Jahren auf runde 10 000 **Euro** an.

Adresse: Oikocredit, Tesselschadelaan 4, 3818 WD Amersfoort, Niederlande, mit 36 Zweigstellen, so auch in Genf und für die Deutschschweiz in Oberdiessbach.

Ein reicher und mächtiger Unternehmer muss heute nicht lange suchen, um eine Organisation zu finden, die wie Oikocredit Geld sammelt, um damit den Armen und Unglücklichen in aller Welt zu helfen. Offensichtlich tauschen alle diese **Wohltätigkeitsvereinigungen** die Adressen der Geldgeber untereinander aus.

Wer einige dieser Glück verbreitenden Institutionen unterstützt hat, der bekommt von Jahr zu Jahr jeden Tag mehr „Bettelbriefe“. Bei mir trifft beinahe jeden Tag einer ein, und wenn einmal keiner in der Post ist, befinden sich am nächsten Tag gleich drei oder vier darin.

Leider kann man nicht alles unterstützen, was auf den ersten Blick sinnvoll erscheint. Das „**ZEW**“- **Gütesiegel** jedoch erleichtert die Auswahl. Einen guten Ruf haben das Schweizerische Rote Kreuz, die Schweizer Patenschaft für Berggemeinden, und von der Heilsarmee weiss man, dass sie auch ohne das ZEW-Gütesiegel zuverlässig und ohne grosse Spesen die erhaltenen Beträge dort einsetzt, wo Not herrscht.

Durch Kollege **Ernst Senn** und seine Familie kamen wir in Kontakt mit den Kinderdörfern, die von einem Österreicher namens **Gmeiner** und seinen Helfern in aller Welt aufgebaut wurden. Die Kriegswaisen werden in diesem System nicht in die Schweiz herein geholt, wie dies beim Pestalozzi-Kinderdorf Trogen der Fall ist, sondern in ihren Heimatländern mit einheimischen „Müttern“ zu einer Art Familien zusammengefasst. Eine solche „Mutter“ betreut acht bis zehn Kinder verschiedenen Alters in einem eigenen kleinen Haus.

Ernst Senn erbaute mit seiner Familie im Auftrag der „Schweizer Freunde der SOS-Kinderdörfer“ in Lima, Peru, ein solches Kinderdorf mit Spielplatz und mehreren Häusern, von wo aus die Waisenkinder die Schule besuchen. Zu Beginn waren die Verhandlungen mit den Behörden sehr schwierig. Auch die Suche nach geeigneten „Müttern“ war langwierig. Dann aber nahm die Unternehmung einen erfreulichen Verlauf.

Als schliesslich die älteren der betreuten Kinder ihre Schulpflicht erfüllt hatten, vermittelte Senn den jungen Leuten Lehrstellen, brachte sie jeden Tag mit dem Auto zur Arbeit und holte sie abends wieder ab. Ernst und Elvira Senn, die Mitglieder des Zürcher Volkstanzkreises waren, kamen von Zeit zu Zeit kurz in die Schweiz, zwecks Zahnarztbesuch etc. Ihre Tochter studierte in Zürich und wurde Tierärztin.

Das Kapitel **Geld und Glück** - Hilfswerke aller Art - ist endlos. Wir müssten vor allem noch „Amnesty International“ gründlich besprechen.

Vor vielen Jahren, vielleicht um etwa 1960, tauchte **Ernst Senn** an einer Generalversammlung des Volkstanzkreises Zürich auf, die damals im alkoholfreien Restaurant „Karl der Grosse“ durchgeführt wurde. Sekundarlehrer Senn hatte auf einer Reise nach Mexiko ganz begeistert die dort gelegentlich vorgeführten Volkstänze gesehen und fotografiert, ohne zu wissen, dass auch in der Schweiz so etwas wie Volkstanz existiert.

Auf mysteriösen Umwegen, wahrscheinlich durch eine unserer Publikationen im Tagesanzeiger, hatte er von uns Volkstänzern in der Schweiz erfahren und uns offeriert, bei Gelegenheit seine mexikanischen Volkstanz-Aufnahmen vorzuführen. Er dachte, wir hätten bestimmt Lust, seine Bilder anzusehen.

Nach diesem Anlass mit seinen Dia-Lichtbildern trat Ernst Senn samt seiner Frau **Elvira** dem Tanzkreis bei. Die beiden waren einige Jahre lang eifrige Kreismitglieder, die regelmässig unsere Tanzproben in Zürich besuchten. Ernst Senn traf ich auch an Versammlungen der Schulsynode und bei Veranstaltungen der Sekundarlehrer.

Als 1967 die Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich während der Sommerferien in **Loches** (südwestlich von Orléans und südöstlich von Tours am Flüsschen Indre) einen Französisch-Weiterbildungskurs durchführte, da beteiligte ich mich und wurde zufällig mit Ernst Senn der gleichen Familie zugeteilt, die etwas ausserhalb des mit einer intakten Festungsmauer umgebenen Städtchens wohnte.

Wir logierten im gleichen hellen Zimmer mit Aussicht nach Süden auf eine Gärtnerei. Zu Fuss und mit meinem VW-Käfer waren wir stets gemeinsam unterwegs. Es war die Zeit, als ich noch häufig aquarellierte. Gelegentlich setzte ich mich, wenn ich ein reizendes Sujet entdeckt hatte, auf den Boden oder den Trottoirrand, was Ernst Senn störte, so dass er mir ein kleines **Faltstühlchen** verschaffte, das ich heute noch besitze.

Unsere offiziellen Französisch-Weiterbildungsstunden fanden im Städtchen innerhalb der Festungsmauer statt, durch die nur ein **einziges Tor** hineinführt. Es ist erwiesen, dass **Jeanne d'Arc**, die Jungfrau von Orléans (1412 - 1431) König Karl VII in Loches besuchte, d.h. dass wir also jeden Tag durch ein Tor schritten oder fuhren, durch das auch vor vielen Jahren diese illustre Persönlichkeit schritt oder ritt.

Wir kennen die **Jungfrau von Orléans** durch die Dramen von Schiller und von Shaw, die wir seinerzeit als Mittelschüler lesen mussten. Dieses eigenartige Franzosenmädchen führte die französische Armee erfolgreich in den Kampf gegen die Engländer und liess Karl VII in Reims zum König krönen. Jeanne wurde aber von den Burgundern gefangen und den Engländern ausgeliefert, angeblich als Hexe verbrannt, aber 1920 heilig gesprochen.

Ernst Senn gab einige Jahre nach dem Französischkurs in Loches seine Stelle als Sekundarlehrer auf und widmete sich, wie bereits erzählt, ganz den Kinderdörfern. Schliesslich übernahm er den Auftrag in Lima, Peru, ein solches **SOS-Kinderdorf** aufzubauen.

In Briefen berichtete er uns ausführlich von den enormen Schwierigkeiten, die er bei den Verhandlungen mit den Behörden zu überwinden hatte, wie die einheimischen „Mütter“ gefunden, geschult und angestellt wurden und wie sich „sein“ Dorf langsam entwickelte. Wenn er kurz in die Schweiz kam, brachte er uns kleine, von Einheimischen Perus hergestellte **Kunstwerke**, als Geschenk und Dank für unsere Unterstützung seines Werks.

Im Zusammenhang mit dem Ableben Marias, waren auf deren Todesanzeige die SOS-Kinderdörfer, ihrem Wunsch entsprechend, erwähnt, und es kamen mehrere tausend Franken zusammen. Ernsts Tochter studierte in Zürich Veterinärmedizin.

Traditionsverein feiert Geburtstag

Dietikon Feierliche Eröffnung der Jubiläumsausstellung der Trachtengruppe

Mo.
LT. 6.6.2005

Die Trachtengruppe Dietikon begeht ihren 75. Geburtstag mit einer Ausstellung im Ortsmuseum. Am Samstag fand der feierliche Eröffnungspéro mit vielen geladenen Gästen statt.

SANDRO ZIMMERLI

Am 11. Februar 1930 gründete eine gewisse Martha Ungricht-Bachmann die Trachtengruppe Dietikon und stand dieser während 33 Jahren als Präsidentin vor. Heute, 75 Jahre später, feiert der Verein ein Jubiläum der besonderen Art. Laut Ernst Scherrer, Ausstellungsleiter und Mitglied der Trachtengruppe, sei die Trachtengruppe der erste Verein in Dietikon, der sein Jubiläum mit einer Sonderausstellung im Ortsmuseum begehen könne. Ein Umstand, der schon ein bisschen stolz mache, wie er verriet.

Auf Einladung der Kommission für Heimatkunde gestalteten acht Mitglieder unter der Leitung von Ernst Scherrer eine kleine Ausstellung über die Geschichte der Gruppe. Aus diesem Anlass fand am Samstag eine Eröffnungsfest für geladene Gäste im Garten des Ortsmuseums statt. Am Sonntag öffnete die Ausstellung ihre Tore für die ganze Bevölkerung.



Tradition Die Trachtengruppe präsentiert sich vor dem Ortsmuseum in ihrer ganzen Pracht.

SANDRO ZIMMERLI

«Von den Wurzeln zu neuen Horizonten»

In einer kurzen Rede begrüßte Josef Binder, Präsident der Trachtengruppe, die anwesenden Gäste. Darunter befanden sich die Stadträtin Marianne Landolt, Vertreter der Kommission für Heimatkunde, verschiedene Delegationen anderer Trachtengruppen aus Albisrieden und Schlieren sowie natürlich die Mitglieder der Trachtengruppe Dietikon.

Die eigentliche Eröffnungsrede wurde von Ernst Scherrer persönlich gehalten. Dabei nutzte er die Gelegenheit, die verschiedenen Gäste nochmals zu begrüßen und einzeln vorzustellen. Der Schwerpunkt seiner Rede lag bei einem Rückblick auf die Geschichte des Vereins. Besonders die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen sei schwierig gewesen. Eine Zeit in der ein Aufschrei durch Europa ging. «Nie

mehr Krieg. Wir sollen uns wieder auf unsere eigenen Werte besinnen», wie sich Scherrer ausdrückte. Martha Ungricht-Bachmann sei eine solche Frau gewesen, die sich diesen Werten verpflichtet fühlte. Die eigentlichen Gründe für das Entstehen der Trachtengruppe kenne man nicht genau. Überliefert sei jedoch ein Vers von ihr, welcher im Protokollbuch des Jahres 1930 zu finden ist. Dort beschreibt sie das Motto des Vereins mit folgenden Worten:

«Köstliches, das unter der Drangsal unserer Zeit droht verloren zu gehen, dafür mit aller Kraft und Leib und Seele einzustehen, den Geist einer Stauffacherin zu neuem Leben zu erwecken, das ist das, was sich Trachtenleute zum Ziele stecken.»

Weiter folgte Ernst Scherrer mit seinen Ausführungen der Zeit des 2. Welt-

krieges, «der eigentlichen Bewährungsprobe des Vereins». Einer Zeit, in welcher das Vereinsleben nur eingeschränkt funktioniert habe, weil die Männer häufig Militärdienst geleistet hätten und die Frauen sich um die Familie kümmern mussten. Dennoch seien die Trachtenleute auch zu dieser Zeit immer Hilfsbereit gewesen und hätten geholfen, wo Not am Manne war. Heute habe sich die Lage völlig verändert, führte Ernst Scherrer weiter aus. Zwar fühle sich der Verein immer noch den Idealen der Gründerzeit verpflichtet, jedoch stehe heute die Geselligkeit mehr im Vordergrund.

Marianne Landolt, an die Trachtengruppe gerichtet, merkte an: «Sie stehen für die Vermittlung unserer Werte, wie Solidarität, Friedfertigkeit und Anteilnahme. Dies ist sicherlich nicht immer eine einfache, aber eine schöne

Aufgabe. Ich wünsche ihnen weiterhin viel Erfolg, Freude und Motivation.»

Kleine aber feine Ausstellung

Die Ausstellung befindet sich in einem kleinen Raum im Obergeschoss des Museums. Das Hauptaugenmerk liegt auf den verschiedenen Trachten und ihren Bedeutungen. Verschiedene Dokumente wie Sitzungsprotokolle oder Dankesbriefe dokumentieren die Verankerung der Gruppe im Vereinsleben. Abgerundet wird die kleine, aber feine Ausstellung durch zahlreiche Fotografien aus der frühen Zeit. Auch neuere Bilder fehlen nicht und geben einen Einblick in die verschiedenen Aktivitäten, die den heutigen Verein ausmachen. Weitere Anlässe wie die Sichelte im Oktober oder die Demonstration verschiedener Handarbeiten im Juli runden das Jubiläumsjahr ab.

In den letzten Monaten des Jahres 2004 und zu Beginn des Jahres 2005 wurde im **Ortsmuseum Dietikon** ein Zimmer ausgeräumt, mit der Absicht diesen Raum abwechslungsweise einem Ortsverein, einer Organisation oder Firma für eine gewisse Zeit zur Verfügung zu stellen.

Der erste Verein, der unser Angebot annimmt, ist die **Trachtengruppe Dietikon**, die 1930 gegründet wurde und nun ihr Bestehen seit 75 Jahren feiern kann. Am Samstag, 4. Juni 2005, nach einer regnerischen Nacht und einem nassen Vormittag, versammelten sich um 14 Uhr die Trachtenleute unserer Stadt, die Delegationen von Schlieren und Albisrieden, die Kommission für Heimatkunde und die Vertretung des Stadtrates bei angenehm sonnigem Wetter in unserem Museum und vor allem draussen im frisch renovierten Garten.

Nach einer Begrüssung durch den Präsidenten der Trachtengruppe, durch Herrn **Josef Binder**, schilderte Herr **Ernst Scherrer** die Geschichte der Dietiker Trachtengruppe. Frau **Martha Ungricht-Bachmann** war die erste treibende Kraft. Wie ihre Tochter, die bei mir in der Sekundarschule sehr gute Aufsätze schrieb, hatte auch sie eine dichterische Ader. Sie verfasste das Gründungsmotto, das sie am 18. Februar 1930 ins Protokollbuch schrieb:

*„Köstliches, das unter der Drangsal unserer Zeit droht verloren zu gehen,
dafür mit aller Kraft, mit Leib und Seele einzustehen,
den Geist einer Stauffacherin zu neuem Leben zu erwecken,
das ist **das**, was sich Trachtenleute zum Ziele stecken.“*

Schon am 11. Mai 1930 wurden in Olten die ersten elf Mitglieder der „Trachtengruppe Dietikon und Umgebung“ in die „Schweizerische Vereinigung zur Erhaltung der Trachten und zur Pflege des Volkslieds“ (heute: Schweizerischer Trachtenverband) aufgenommen.

Frau Ungricht stand bis zum 31. Mai 1963, also 33 Jahre lang, an der Spitze der Trachtengruppe Dietikon, und zu ihrem Abschied aus dem Vorstand reimte sie:

*„Nur da wo Treue und Vertrauen
menschliche Gemeinschaft bauen
verbürgt sich dauerndes Bestehen.
Ohne **das** muss das Beste untergehen.“*

Aus der Vereinsgeschichte lässt sich entnehmen, wie die Mitglieder ihre Trachten selber nähten und bestickten, die Spitzen selber klöppelten. Schon im Jahr 1931 besuchten sie das **Trachtenfest in Genf**. Für die Reise dorthin und zurück bezahlten sie neben einem Beitrag des Kantonalverbandes Franken 5.95.

In den Kriegsjahren mussten auch die Trachtenfrauen manche Arbeit von Männern übernehmen, denn diese weilten ja im Aktivdienst. Dankesbriefe der Truppe liegen vor, da die Trachtenfrauen Socken für die Soldaten gestrickt hatten. Ausserdem unterstützte die Gruppe über die Landesgrenze hinaus ein Patenkind in Wien.

Seither hilft die Trachtengruppe überall dort, wo Hilfe nötig ist, bei der Wehrmännerentlassung, bei der Unterstützung unzähliger Organisationen, der Kinderkrippen, der Heilpädagogischen Schule, der Krebshilfe, etc.

Zum Trachtenjahr gehören ausserdem: die „**Stubete**“, die „**Sichlete**“, die Trachtenreise, und die Wanderungen. Allerbeste Beziehungen bestehen natürlich zu den Behörden und den Ortsvereinen, vor allem zu den Stadtjodlern.

Vor Jahren erschienen drei Trachtenfrauen in meinem Garten. Sie erklärten mir, ihr Verein besitze leider keine **Tanzgruppe**, und sie ersuchten mich, ihren tanzbegeisterten jungen Leuten Volkstänze beizubringen, wozu ich natürlich sofort bereit war. Wir übten nacheinander in verschiedenen Schulhäusern die bekanntesten Schweizertänze und brachten es bei den ausländischen bis zum Hambo.

Zur gruppenweisen **Besichtigung unseres Museums** und zur Eröffnung des neu gestalteten Trachtenzimmers war ich in Tracht erschienen, obwohl ich nicht Mitglied der Dietiker Gruppe bin. (Als Mitglied des „Volkstanzkreises Zürich“ bin ich aber auf nationaler Ebene der „Schweizerischen Trachtenvereinigung“ und auf kantonaler Ebene dem „Zürcherischen Trachtenverband“ kollektiv angeschlossen).

Anton Scheiwiler, der „www.dietikon-online.ch“ betreut, veröffentlichte schon am folgenden Tag fünfzehn hübsche Farbbilder und einen kurzen Text über die Ausstellung der Trachtengruppe im Ortsmuseum Dietikon. Als er auch mich für seine Internetseite fotografieren wollte, sagte er zu mir, ich solle als Flankierung rechts und links von mir zwei der Trachtenfrauen auswählen, worauf ich entgegnete, das könne ich nicht, da ich ja niemanden näher kenne, aber zwei der Trachtenfrauen könnten ja mich auswählen.

Sogleich rannten zwei der Damen herbei und stellten sich vor. Die in der blauen Tracht heisst Judith Schöpfer, die andere Astrid Dättwyler. Beide erklärten, sie hätten seinerzeit, als die Trachten-Tanzgruppe Dietikon gegründet wurde, bei mir tanzen gelernt und passten daher bestens auf das Bild mit mir.

Ich weiss nicht, wie lange diese fünfzehn Bilder im Internet bleiben werden. Bereits am folgenden Tag, am Sonntag, 5. Juni 2005, fand die **Einweihung des neu gestalteten Kirchgartens bei der katholischen Kirche St. Agatha, in Dietikon**, statt. Bei dieser Gelegenheit musizierte der Limmattaler Kammermusikkreis unter der Leitung von Conrad Zwicky, und Scheiwiler fotografierte wieder für seine Internetseite.

Die Primgeigerin des Orchestervereins Zürich in Albisrieden, **Vreni Müller**, musste in ihrem Auto einen Cellisten und einen Bratschisten, (wahrscheinlich ihre beiden Söhne) samt Instrumenten von Zürich nach Dietikon transportieren. Da sie also bei diesem Konzert ohnehin in Dietikon sein würde, spielte sie gleich auch im Musikkreis mit. Sie gab mir in unserer Probe vom 1. Juni 2005 das Konzertprogramm, das sich aus Stücken von Händel, Telemann, Stamitz und Fasch zusammensetzte.

Zu den einzelnen Stücken und zu deren Komponisten gab **Dirigent Zwicky** vor der Aufführung kurze, interessante Erklärungen ab. Von Telemann (1681-1767) z.B. berichtete er, dieser habe seinen Vater früh verloren. Seine Mutter wollte ihm aber trotzdem eine gute Ausbildung ermöglichen und schickte ihn zum Jus-Studium nach Leipzig, wo er Händel kennen lernte. Da ihm die Musik schliesslich wichtiger war als sein ursprüngliches Studium, wurde er Organist in Hamburg mit einem Honorar, das so gross war wie das des Vice-Bürgermeisters.

In Telemanns, sowie in Faschs „Konzert für Trompete, Streicher und Basso continuo D-Dur“, liess der 52-jährige **Trompeter Peter Rey** sein Instrument erschallen und verzauberte den Kirchenraum mit hellen und festlichen Klängen.

Schon seit einem guten halben Jahr wussten wir, dass am Freitag, 20. Juni 2005 um 14 Uhr 30, der „**Blaukreuzverein Dietikon**“ unser Ortsmuseum besuchen werde. Ich hatte mich bereit erklärt, diesen Leuten unsere Ausstellungen zu erklären. Rechtzeitig öffnete ich das Gartentor, so dass **Vreni Schmid** mit einer Frau ihres Vereins bequem im gemieteten Auto bis vor die Haustüre fahren konnte. Sie erwartete zwei weitere Personen aus Urdorf, die aber nicht erschienen.

Gute zwei Stunden lang besprachen wir zu dritt die in unserem Museum dargestellten Probleme, und als Dank schenkte Vreni dem Museum 50 Franken, obwohl der Besuch gar nichts gekostet hätte. Der beim Ausgang für solche Situationen bereit stehende Opferstock war durch vielen Banknoten ganz verstopft.

Dieser eigenartige, sehr schwere, beinahe brusthohe **Opferstock** stammt aus der Dietiker Simultankirche. Die damaligen reformierten und katholischen Kirchenpfleger fürchteten Diebe und dachten, wenn er so gross und schwer ist, dann kann er nicht so leicht wegetragen werden.

Zur **Sicherung** der Kirchenspenden sind in diesen Opferstock weitere Schikanen eingebaut, die uns heute, wenn wir den Stock leeren müssen, besonders wegen der Banknoten, erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Oben, über dem Schlitz, quert ein **Eisenbügel** das Einwurfloch, so dass mit keiner **Leimrute** Münzen herausgezogen werden konnten.

Schlaue Kirchendiebe versuchten alsdann offenbar ihr gemeines Werk mit einer **Schnur**, an die sie ein klebriges Gewicht angehängt hatten. Doch auch auf diese Weise konnte keine Münze heraufgezogen und gestohlen werden, denn im Innern des Opferstocks sind schräg verschiedene **Zick-zack-Eisen** angebracht, durch die eine hängen gebliebene Münze wieder abgestreift wurde.

Wenn jemand damals eine **Münze** in den Opferstock warf, dann hörte man diese von Stufe zu Stufe, von einem Zick-Zack-Eisen zum nächsten hinunterfallen. Doch wir bekommen heute von grösseren Besuchergruppen meist **Banknoten**, und diese verstopfen den Weg nach unten. Auch seitliches Aufbrechen des hölzernen Opferstocks ist kaum möglich, denn er ist rings herum mit Eisenbändern armiert.

Kommissionspräsident **Klaus Guhl** verfertigte einen soliden **Plastikstab**, mit dem man die Noten hinunter befördern kann, dorthin, wo sich das mit drei Schlössern gesicherte Geldfach befindet.

Die drei ganz verschiedenen **Schlösser** am gleichen Törchen sind besonders interessant. Es handelt sich hier um den Gipfel der Vorsicht. Der Geistliche, der Sigrist und die Vertreter der beiden Kirchenpflegen konnten nur gemeinsam zu dritt dieses Geldfach öffnen. Jeder war dabei in der Lage, den andern beiden auf die Finger schauen. So wurde verhindert, dass Geld von reformierten „Ketzern“ in katholischen Besitz übergang und umgekehrt.

Wahrscheinlich musste dieser eigenartige Opferstock der Simultankirche aus diesem Grund nach jeder katholischen und nach jeder reformierten Veranstaltung sofort wieder geleert werden. Glücklicherweise hat sich hier im Lauf der Zeit vieles zum Besseren verändert. Auf vielen Gebieten arbeiten heute nicht nur in Dietikon Reformierte und Katholiken freundschaftlich und erfolgreich zusammen.

Zahlreiche Beispiele dafür sind all die Vereinigungen und Organisationen die sich ausdrücklich als „**politisch und konfessionell neutral**“ bezeichnen, wie z.B. die „Stiftung für abendländische Besinnung“ (STAB) und die „Spitex“, die Organisation für „Hilfe und Pflege zu Hause“. Die „**Spitexdienste Dietikon**“ führten dieses Jahr ihre Generalversammlung am 20. Mai 2005 im Katholischen Pfarreizentrum St. Agatha, Dietikon, durch. Nächstes Jahr wird sie, abwechselnd, im reformierten Kirchgemeindehaus stattfinden.

Pünktlich um 19 Uhr begrüsst die Kinder des „**Coro Voci Bianche**“ die vielen Anwesenden mit ihren Liedern. Ihr Leiter **Bruno Sonetto** spielte dazu mit seiner Gitarre, eine Schülerin mit ihrer Violine. Erfreulicherweise verstand man, im Gegensatz zu vielen Darbietungen von andern Chören und Sängern, beinahe jedes Wort: „*Lächle und du wirst sehen, jeder kann dich verstehen*“... „*Liebe erhält - viele Brücken der Welt*“...

Präsident **Hugo Busslinger** leitete die Versammlung, führte geschickt durch die Traktanden. Er berichtete von einem erfolg- und arbeitsreichen Geschäftsjahr 2004 und gab den Rücktritt Jean-Pierre Teuschers aus dem Vorstand bekannt.

Sekundarlehrer **Teuscher** war jahrelang, d.h. bis er schliesslich vollamtlicher Schulpräsident wurde, mein „Parallel-Lehrer“. Von einem bestimmten Zeitpunkt an teilte mir die Sekundarschulpflege jeden neu zu uns nach Dietikon kommenden Sekundarlehrer mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung als Partner zu, so nacheinander ausser Teuscher auch Diggelmann, Wipf, und Wiederkehr. Wir unterrichteten jeweils nach dem Prinzip „zwei Klassen - zwei Lehrer“.

Als ich erfuhr, es werde mir ein neuer ganz junger **Mathematiker** namens Jean-Pierre Teuscher zugeteilt, unterrichtete ich Sprachen und Geschichte in zwei recht schwierigen Sekundarschulklassen und benötigte einen Kollegen mit Durchsetzungsvermögen. Da ich ihn schon vor seinem Stellenantritt kennen lernen und über die gegenwärtige Situation in Dietikon unterrichten wollte, fuhr ich eines Abends mit meinem Töffli kurzerhand zu seiner Wohnadresse in Zürich.

Teuschers Eltern sagten mir, Jean-Pierre befinde sich momentan im Militärdienst und sei nicht zu sprechen. Als ich den Grund meines Kommens dargelegt hatte, beruhigten sie mich mit der Angabe, ihr Sohn verfüge über Führungsqualitäten, er sei auch lange Zeit „**Pfadiführer**“ gewesen.

Viele Jahre arbeiteten wir erfolgreich zusammen. Dann aber wurde mein Kollege **zum vollamtlichen Schulpräsidenten gewählt** und arbeitete später in seinem Sekretariat im Stadthaus, so dass ich ihn nur noch sehr selten zu Gesicht bekam.

Als er schliesslich pensioniert und vom neuen Präsidenten, Gaudenz Buchli abgelöst wurde, erschien er gelegentlich beim „**Stamm**“ der pensionierten Lehrkräfte, den ich „anstandshalber“ auch hie und da aufsuche. Offenbar wird Teuscher seit längerer Zeit von gesundheitlichen Problemen geplagt.

Zur Spitex-Generalversammlung erschien er wegen seinen „Hüftgelenks-Schwierigkeiten“ mit zwei Stöcken und konnte sich nur mühsam fortbewegen. Er hatte kurz vorher eine Operation überstanden.

Als ich die Einladung zur „**Generalversammlung der Spitexdienste Dietikon**“, des ehemaligen „Krankenpflegevereins“, bekam, schrieb ich dem Vorstandsmitglied Teuscher sofort einen Brief, denn ich hatte mit zwei **Hauspflegerinnen** interessante Erfahrungen gemacht, die vielleicht den Verein interessieren konnten.

Zur Zeit, als Maria krank war, wurde uns in regelmässigen Zeitabständen eine **ältere erfahrene Frau** ins Haus geschickt. Sie sah jedesmal sofort, was bei uns zu tun war, erledigte ihre Arbeit, und wir waren mit ihren Diensten sehr zufrieden. Als Maria schliesslich starb, kam sie auf den einleuchtenden Gedanken, unser Haus während der Beerdigung zu bewachen.

In der Folgezeit kam sie weiterhin und bis zu ihrer Pensionierung alle vierzehn Tage eine Stunde lang zu mir ins Einfamilienhaus an der Holzmatt 15 in Dietikon. Ganz selbständig besorgte sie, was es zu tun gab. Hatte z.B. der Regen auf der Süd- und der Westseite des Hauses an den **Fensterscheiben** Spuren hinterlassen, dann sah sie dies sofort und reinigte rasch und fachmännisch die Scheiben.

Einmal kam sie „ausgerechnet“, als ich gerade dabei war mit dem Nagelscherchen auf der Seite und hinten am Kopf meine **Haare** kürzer zu schneiden. Mit dem Handspiegel stand ich vor dem grösseren Wandspiegel und versuchte, meinen Kopf von hinten zu sehen. Sie sah sogleich, wie mir die ganze Prozedur „wider die Hand“ ging, ergriff ganz selbstverständlich den Kamm und die grosse Schere und schnitt mir geschickt und sauber bei den Ohren und hinten die Haare. Dies ist nur eines von vielen Beispielen. Diese Frau machte sich ganz im Gegensatz zu ihrer Nachfolgerin wirklich nützlich.

Die junge Nachfolgerin nahm jeweils den Staubsauger aus dem Küchenschrank und fuhr mitten im Wohnzimmer zwei- dreimal hin und her. Sie putzte genau dort, wo es bequem und ohnehin schon sauber war. Den Staub in den Ecken sah sie nicht. Einmal hatte der Wind das **Herbstlaub** hinter dem Haus die Treppe hinunter zur Waschküche geweht, und ich bat diese „Hauspflegerin“, rasch auf der Treppe das Laub zusammenzuwischen und unter den Quittenbaum zu werfen. Diese Arbeit hätte keine fünf Minuten beansprucht.

Die neue „**Spitexdame**“ sagte aber kurz und schnippisch: „Das gehört nicht zum Kehr“, und ich reinigte die Treppe selber. Als ich diesen Satz bei weiteren kleinen Wünschen zum dritten Mal gehört hatte, meldete ich der Spitesorganisation, dass ich künftig keine „Hauspflegerin“ mehr benötige.

Ich hatte klar erkannt, dass ich selber zugreifen musste, wenn im Haus etwas zu reinigen war. Mit ein wenig Abstauben des Bilderrahmens ist mir wirklich nicht gedient. Diese Sachlage schilderte ich dem Vorstandsmitglied Jean-Pierre Teuscher in einem ausführlichen Brief und bat ihn, das Problem bei der Spitex zur Sprache zu bringen, das heisst die Hauspflegerinnen zu bitten, neben dem „Kehr“ auch **kleine zumutbare Arbeiten** auszuführen.

An der GV begab ich mich zum Vorstandstisch und fragte Teuscher, ob er meinen Brief bekommen habe. Ich ersuchte ihn auch diese Geschichte nicht im Plenum der GV, sondern an einer Vorstandssitzung im engern Kreis besprechen zu lassen.

Mein Platz befand sich hinten im grossen Saal, Frau und Herrn **Lüscher** gegenüber. Beide sind schon „älter“ und Mitglieder der Trachtengruppe Dietikon. Wir hatten im „gemütlichen Teil“ des Abends, als feine belegte „Brötli“ verteilt wurden, genügend Gesprächsstoff.

Dass nächstens da und dort eine **fachmännische und gründliche Reinigung** meines Hauses dringend nötig wäre, stellte ich fest, als ich mit dem Staubsauger im Schlafzimmer hantierte. Es ist wegen der „modernen“ Konstruktion nicht möglich, unter den Betten den Boden vom Staub zu befreien. Als Maria noch lebte, nahmen wir alle zwei, drei Jahre die Betten ganz auseinander, nahmen den „Umbau“ von der Wand weg und trugen den Mittelteil mit den Spiralfedern vors Haus hinaus.

Dies ist nun, weil ich diese Arbeit allein nicht bewältigen kann, mindestens **zwanzig Jahre** lang nicht mehr geschehen. Als ich letztthin die dreiteiligen Rosshaar-Matratzen, die Leintücher, Wolldecken und Kissen weggenommen hatte, blickte ich durch die Spiralfedern hinunter und entdeckte den Staub auf dem Boden, den ich mit dem Schlauch des Staubsaugers, mitten durch die einzelnen Federn hinunter, nur punktweise wegsaugen konnte.

Angesichts dieser Tatsache schenkten mir Brigitt und Ueli mit Daniela und Barbara zu Weihnachten 2004 einen **Gutschein** für einen **Putzservice** von Pro Senectute. Als schliesslich der Frühling nahte, wurde der Termin auf Montag, 23. Mai 2005, festgesetzt. Zwei Fachleute hätten für 280 Franken von 14 bis 17 Uhr mein Schlafzimmer und eventuell noch anderes reinigen sollen.

Um sich ein Bild von der Sachlage zu verschaffen, kamen kurze Zeit vorher meine beiden Schwiegertöchter Mirjam und Brigitte, sowie Sohn Ueli,* einen Tag lang zu mir nach Dietikon. Wir nahmen alle **Vorhänge** weg, die ja auch mindestens zwanzig Jahre lang nicht mehr gereinigt worden waren. Das Waschen in der Waschmaschine verschaffte zwar mir und Ueli ein unerwartetes Problem. Die Trommel öffnete sich während des Waschgangs und die Maschine stand still.

Glücklicherweise gelang es uns, dieses unerwartete Problem einwandfrei zu lösen. Da ich normalerweise monatelang **allein** im meinem kleinen Einfamilienhaus wohne, freute mich dieser Besuch ganz ausserordentlich. Um zu Leuten zu kommen besuche ich möglichstlückenlos alle Orchester- und Senioren-Volkstanzproben, und zu Hause ertönt sehr oft der Radio oder der Fernsehapparat und vertreibt, auch wenn ich nicht zuhöre, mein **Einsamkeitsgefühl**.

Gemeinsam verbrachten wir einen sehr netten, anregenden Tag, plauderten, kochen und arbeiteten im Haus und im Garten. Während Brigitt und Miryam die Vorhänge wuschen und noch feucht gleich wieder aufhängten, half mir Uli beim Zurückschneiden der Gebüsche, kurz, wir verlebten einige **angenehme Stunden**.

Wie schon erwähnt hätten, gemäss Vereinbarung, am Montag, 23. Mai 2005, zwei Personen der **Pro Senectute Putz-Equipe** von 14 bis 17 Uhr bei mir arbeiten sollen. Brigitt kam daher an diesem Tag schon vor zwölf Uhr zu mir, damit jemand beim Eintreffen der Arbeiter da war, denn Montags bin ich ja immer von halb zwei bis halb vier Uhr im Alters- und Gesundheitszentrum beschäftigt.

Umstände halber erschien aber während meiner Abwesenheit nur ein Reinigungsarbeiter, der, angeleitet von Brigitte, **alle Fenster** (ohne die Kellerfenster) reinigte. Der andere hatte aus familiären Gründen nicht kommen können, so dass ein zweiter Termin auf Donnerstag, 16. Juni 2005, 15 bis 17 Uhr, vereinbart werden musste. Brigitt versprach, alsdann wieder nach Dietikon zu kommen, und zwar diesmal erst um etwa zwei Uhr nachmittags.

Vor zwei Uhr, also schon bevor Brigitte da war, erschienen **zwei junge Männer** und fragten, ob sie vielleicht statt von drei bis fünf bei mir von zwei bis vier Uhr arbeiten könnten. Da nichts dagegen einzuwenden war, erklärte ich ihnen sogleich, wie **die Betten** abmontiert werden. Auch die Nachttischchen, der Bettumbau, die Kommode und der Schrank mussten von den Wänden weggenommen werden, um dahinter wieder einmal zu reinigen.

Der viele **Staub** war sehenswert. Da trockenes und sonniges Wetter herrschte, konnten die grossen Nussbaumteile mit den Spiralfedern durch die Stube hindurch vors Haus hinaus getragen und dort gereinigt werden. Die beiden Fachleute arbeiteten wirklich gründlich und professionell mit ihren mitgebrachten, erstklassigen Werkzeugen. Sie öffneten und reinigten sogar die **Deckenlampe**. Zu dritt gelang es uns auch, die grosse Türe des Nussbaumschranks wieder einzuhängen, so dass wir den Schreiner nicht kommen lassen mussten, was wir ursprünglich befürchtet hatten.

Es blieb den beiden Männern sogar noch ein wenig Zeit für die Böden der Küche und des Badezimmers, während ich mit Brigitte die Betten mit frischer Bettwäsche wieder herrichtete.

Mir wurde klar, dass ich **in Zukunft** bei verschiedenen Arbeiten im Haus und im Garten stundenweise tatkräftige Hilfe brauche. In den Kellerräumen meines Hauses hängen Spinnennetze und Teile meines Gartens verwildern. Vreni Schmid machte mich auf die Vereinigung „**ETCETERA**“ **des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks** aufmerksam. Eine Bezirk-Niederlassung dieser schweizerischen Organisation befindet sich am Kronenplatz 9 in Dietikon. Das konnte ich den von mir selbst erstellten Datenbanken im Ortsmuseum entnehmen.

Diese Vereinigung vermittelt stundenweise arbeitslose Frauen und Männer, versichert die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gegen Unfall und rechnet mit den Sozialversicherungen ab. Eine solche Hilfe kostet in der Stunde 27 Franken, wozu für die weitem Umtriebe noch etwa drei Franken kommen. Diese Arbeitslosen machen nicht nur den „Kehr“, Sie besorgen genau das, was man von ihnen verlangt.